



Reformen: Kaum sind Zwischenprüfungen eingeführt, kommt auch schon «Bologna» ... **Seite 3**



Alzheimer: Mit neuem Verfahren wird Qualität von Antikörpern nachweisbar ... **Seite 6**

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

unijournal



Bild Pierre Thomé

Gegen den Strom: Ist der Arbeitsmarkt ausgetrocknet, ziehts Absolventinnen und Absolventen zurück in die Arme der schützenden Alma Mater. Ein Doktorat wird dann zur zweitbesten Lösung ... **Seite 15**

Inhalt

Aktuell

- 3 Reformen:** Kaum sind Zwischenprüfungen eingeführt, kommt «Bologna»
- 4 E-Learning:** Ein Zertifikat und eine Vorlesung per Netz
- 5 Fremdgehen:** Was Uni-Studierende an die ETH zieht

Wissen

- 6 Alzheimer:** Neues Verfahren weist Qualität von Antikörpern nach
- 7 Tuberkulose in Baku:** In Zürich werden Proben analysiert



- 8 Paratopien:** Das Kreolische an der Schweizer Literatur
- 9 Musikethnologie:** Ein Fach behauptet sich
- 24 Wissensfrage:** Bringt mehr Markt auch mehr Wirtschaftswachstum?

Mittelbau

- 10 Coaching:** Wie die Betreuung von Doktorierenden zu verbessern wäre
- 11 Lehre:** Rhetorikkurse sind gefragt

Karriere

- 14 Jobmesse:** NGOs sind attraktiv für Uni-Studierende
- 15 Doktorat:** Die zweitbeste Lösung

Rückschau

- 16 Mentoring:** Welche Modelle sich bewähren

Porträt

- 16 Grenzgängerin mit Sprachtalent:** StuRa-Präsidentin Ulla Blume-Heisgen

Bauten

- 19 Vom Spital in die Villa:** Die UniFrauenstelle zieht um

Alumni

- 23 Lebenslänglich:** Interview mit einem Gönner

Service

Veranstaltungen 12/13, Vorschau 18/19, Publikationen 20, Neuberufungen 21, Post 22

EUL-SITZUNGEN

Nebenamt, Nominierte, Finanzen

■ **EUL-Sitzung vom 13. Mai 2003.** *Professuren ad personam:* Die bisherige nebenamtliche Professur soll durch ein neues System ersetzt werden, bei dem die Professur nicht mehr als Zusatz-tätigkeit neben einer anderen Anstellung (zum Beispiel als Leitender Arzt in einem Spital) ausgeübt würde, sondern die Universität übernehme während der Dauer der Professur die volle Anstellung und würde vom Spital (oder Schule, Amt, Anwaltskanzlei) für die dort erbrachten Leistungen entschädigt. Eine solche Professur «ad personam» wäre befristet und aufgrund einer strengen Evaluation verlängerbar. Die EUL stellt dem Universitätsrat (UR) Antrag auf Änderung der entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen.

Nominationsvorschläge zuhanden des Senats: Am 1. Juli tritt der Senat zusammen. Ihm wird beantragt, den Politikwissenschaftler Professor Ulrich Klöti als Nachfolger von Professor Udo Fries für das Amt des Pro-

rektors Lehre zu nominieren. Bereits früher hatte die EUL vorgeschlagen, den Rektor Professor Hans Weder sowie die Prorektoren Professor Alexander Borbély und Professor Hans Caspar von der Crone für eine weitere Amtsdauer (Rektor vier, Prorektoren zwei Jahre) zu nominieren. Die durch den Senat Nominierten (es steht jedem Senatsmitglied frei, weitere Personen vorzuschlagen) unterliegen sodann der Wahl durch den UR.

Aussprache zwischen der Universitätsleitung (UL) und der EUL: In einer von der EUL gewünschten Aussprache nehmen vor allem die Delegierten der Stände und der Gleichstellungskommission die Gelegenheit wahr, sich zur Arbeit der UL kritisch zu äussern. Bemängelt werden unter anderem die Informationspraxis sowie die Dauer der Bearbeitung von Anfragen und Anträgen; es wird aber auch (in einem gewissen Widerspruch zum Gesagten) vor einem Anwachsen der Verwaltung gewarnt.

■ **EUL-Sitzung vom 10. Juni 2003** *Entwicklungs- und Finanzplan (EFP):* Der von der UL vorgelegte EFP 2003/2004–2007 wird mit wenigen Änderungen zuhanden des UR verabschiedet. Zur Diskussion Anlass gab vor allem das System zur Verteilung der in der Finanzplanung eingestellten Mittel für die Lehre (APS/Bologna sowie interaktives Lernen, das heisst ICT-Projekte und Lerndialog-Projekte). Die Zuteilung an die Fakultäten erfolgt teils fest, teils gestützt auf Indikatoren. Für die Verwendung der Mittel müssen die Fakultäten Konzepte entwickeln, welche durch die UL zu genehmigen sind, teilweise nach Begutachtung durch die Lehrkommission.

APS/Bologna-Terminplanung: Die von der Theologischen und der Rechtswissenschaftlichen Fakultät vorgelegten Pläne, welche eine Einführung gestufter Studiengänge ab WS 2006/07 vorsehen, werden genehmigt.

Dr. Kurt Reimann,
Generalsekretär

ABKOMMEN

Erleichtertes Forschen in Nepal

■ **Am 19. Mai 2003** unterzeichneten Rektor Professor Hans Weder und der Vize-Kanzler der Royal Nepal Academy of Science and Technology (RONAST), Professor Dayananda Bayracharya, einen Vertrag, der die Zusammenarbeit zwischen beider Forschungseinrichtungen regeln und unterstützen soll.

Damit ist die formale Grundlage für Forschungsarbeiten für Wissenschaftler/innen aus der Schweiz in Nepal gelegt. Es steht nun Angehörigen der Universität Zürich frei, gemeinsam mit

Kolleginnen und Kollegen der RONAST Forschung in Nepal zu betreiben. Sie erhalten die notwendige Unterstützung durch RONAST und die offizielle Forschungsgenehmigung. Und allen, die hoch hinaus wollen, steht ein Forschungslabor nahe des Mount Everest Base Camp zur Verfügung.

Die wissenschaftliche Kooperation fokussiert auf Hochgebirgsforschung. Nepal und die Schweiz mit ihren Hochgebirgen Himalaya und Alpen haben in diesem Feld eine lange,

zum Teil gemeinsame Forschungstradition, die nun neue Impulse erhalten soll. Ziel dieser Forschungspartnerschaft zwischen ökonomisch sehr unterschiedlichen Partnern ist jedoch auch, einen nachhaltigen Beitrag zu «Capacity-Building» in der Forschung in Nepal zu leisten, etwa indem Forschenden aus Nepal ermöglicht wird, für eine gewisse Zeit an die Universität Zürich zu kommen. (ausführlicher Bericht im nächsten «unijournal»)

Prof. Ulrike Müller-Böker

Das kurze Leben der Prüfungsordnung 415.454.1

Mit dem Wintersemester 2001/02 trat an der Philosophischen Fakultät eine neue Zwischenprüfungsordnung in Kraft. Doch «Bologna» steht bereits vor der Tür und ändert wieder alles. Fast alles.

VON MARKUS BINDER

Eigentlich haben die neuen Zwischenprüfungen in der Philosophischen Fakultät nichts mit Bologna, mit Bachelor, Master und Punktesystem zu tun. Das sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Theoretisch. Praktisch wird es aber einen Übergang vom alten zum neuen System geben müssen. Doch wie dieser aussehen könnte, steht noch in den Sternen, wie Ea de With, Bologna-Delegierte der Philosophischen Fakultät, bestätigt. Die Zeit drängt, aufs Wintersemester 2006/07 soll in der Philosophischen Fakultät Bologna eingeführt werden. Klar ist, dass es eine Übergangszeit geben wird, in der die einen Studierenden nach altem Lizentiatsmodell und die anderen nach neuem Bologna-Modell gemeinsam in den Vorlesungen sitzen werden. Klar ist auch, dass die Prüfungsordnung 415.454.1, welche seit Herbst 2001 die Zwischenprüfungen regelt, kaum eingeführt, schon wieder abgelöst wird. Klar ist schliesslich für de With auch, dass dies zu gewaltigen Umtrieben und Kosten führen wird. «Radikal» werden die Änderungen durch Bologna, sagt sie: «Der Bachelor und die heutigen Zwischenprüfungen passen schlicht nicht zusammen.»

Genau hier liegt aber der Kern des Problems: Sie passen zwar

Markus Binder ist Historiker und Journalist BR.



Ad acta: Die einst als bedrohlich empfundenen Zwischenprüfungen werden wegen «Bologna» bald wieder ausgemustert. (Bild Frank Brüderli)

nicht zusammen, liegen aber nahe beieinander. «Quer in der Landschaft» stünden die neuen Zwischenprüfungen, wenn man den Blick auf Bologna richtet, sagt Udo Fries, Prorektor Lehre.

Zwischenprüfung stört

Ein Bachelor soll mit 180 Punkten in sechs Semestern absolviert werden können. Da stört eine Zwischenprüfung nach vier Semestern, wie sie etwa viele Sprachfächer kennen. Sie müsse, so Fries, entweder nach vorne geschoben werden und einer ersten Einschätzung dienen. Oder aber sie werde nach hinten geschoben, um das Bachelorstudium abzuschliessen. Ob es allerdings überhaupt eine solche abschliessende Prüfung geben wird, ist noch nicht entschieden, eine neue Prüfungsordnung wird erst zum Wintersemester 2004/05 erarbeitet. Die

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät und die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät, welche Bologna bereits aufs Wintersemester 2004/05 einführen werden, sehen keine Abschlussprüfung vor, dafür eine erste Standortbestimmung nach zwei Semestern.

Falsch gedacht

«Man darf nicht von den Zwischenprüfungen her denken», findet Thomas Hildbrand, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Prorektorat Lehre. Die beiden Systeme seien zu verschieden. Allerdings räumt er ein, dass für Bologna die Prüfungen nicht neu erfunden würden. Schon die neuen Zwischenprüfungen basieren meist auf den alten Akzessprüfungen oder Hausarbeiten. Katharina Maier, Oberassistentin am Romanischen Seminar, bestätigt: «Mit den mündlichen Akzessprüfungen sind wir

nicht schlecht gefahren, um herauszufinden, wer für unsere Studien geeignet ist.» Deshalb wurden die alten Akzessprüfungen ins neue Reglement übernommen. Genauso werden die Lernkontrollen im Bologna-Modell auf den Erfahrungen mit den Zwischenprüfungen aufbauen, was für Hildbrand auch erwünscht ist. Der Übergang der Systeme werde jedoch nicht einfach, glaubt auch Hildbrand, die Nähe der neuen Zwischenprüfungen und des Bachelorabschlusses sei dazu «nicht optimal». Grundsätzlich aber gehe es unabhängig vom Modell um «Feed-Back-Kultur» an der Universität. Möglichst regelmässig soll eine Rückmeldung erfolgen und den Studierenden zeigen, wo sie sich noch verbessern können. Für die Institute bedeutet dies vor allem eine zusätzliche grosse Belastung, insbesondere für den Mittelbau, wie mehrere Oberassistenten bestätigen. Daran wird Bologna nichts ändern, weil die Anzahl der Prüfungen noch zunehmen wird.

Vorbereiter des Wandels

Die Zwischenprüfungen, bereits Anfang der 90er-Jahre von Bildungsdirektor Alfred Gilgen gefordert und vor zwei Jahren gegen den Willen der Philosophischen Fakultät eingeführt, sollten ursprünglich nur das Grundstudium sinnvoll strukturieren. Und nebenbei den Nicht-Hochschulkantonen, die dem Kanton Zürich für ihre Studierenden Geld bezahlen, mehr Sicherheit geben, dass das Studium vernünftig straff organisiert ist. Jetzt aber werden sie für die Institute zu Vorbereitern für den nächsten Strukturwandel an der Uni. Jedes Institut musste für die Zwischenprüfungen eine eigene Prüfungsordnung und Prüfungen ausarbeiten. Diese Erfahrungen werden ihnen sehr bald wieder dienlich sein.

E-Learning mit Zertifikat

Um E-Learning in der Lehre anzuwenden, bedarf es einigen Know-hows. Wer bereit ist, dieses zu erwerben, wird zukünftig für seine Mühen auch zertifiziert.

VON PETER MEURER

Dass gemeinsame Anstrengungen oftmals eher von Erfolg gekrönt sind als unabhängige Einzelaktivitäten, haben die Universität Zürich und die ETH schon lange erkannt. Mit ihrem Weiterbildungsprogramm «didactica» bieten sie ihren Dozierenden darum seit Jahren ein breites Angebot an hochschuldidaktischen Kursen an. Im Bereich «Einsatz neuer Lerntechnologien im Unterricht» wurden besondere «didactica»-Kurse entwickelt, die es den Lehrenden ermöglichen, das nötige Know-how zu erwerben, um ef-

Peter F. Meurer ist Mitarbeiter der Fachstelle Information and Communication Technology ICT.



Von drei Zürcher Hochschulen besiegelt: das E-Learning-Zertifikat. (Bild Frank Brüderli)

fizient E-Learning-Angebote zu planen, durchzuführen und zu evaluieren. Diese Weiterbildung soll künftig auch vom Bereich «eLearning» der Pädagogischen Hochschule Zürich mitgetragen werden.

Seit dem Sommersemester 2003 bieten nun die Universität, die ETH und die Pädagogische Hochschule Zürich ihren Dozie-

renden die Möglichkeit, ein E-Learning-Zertifikat zu erwerben.

Das Zertifikat attestiert dessen Inhaberinnen und Inhabern, dass sie E-Learning-Angebote für die Hochschullehre didaktisch fundiert entwickeln und realisieren können. Es belegt die Kompetenz der theoretischen und praktischen Auseinandersetzung mit dem The-

ma E-Learning. Zudem hilft das Zertifikat, die persönliche Berufsbiographie zu planen und fortzuschreiben.

Das Qualifizierungsprogramm richtet sich an diejenigen Angehörigen der drei Zürcher Hochschulen, welche in E-Learning-Projekten aktiv mitwirken und in die Lehre involviert sind. Für den Erwerb des E-Learning-Zertifikats müssen hochschuldidaktische Kurse aus dem «didactica»-Programm im Umfang von 14 Kurstagen erfolgreich besucht werden. Es muss eine schriftliche Reflexion in einem Online-Forum nachgewiesen und ein Bericht über den erfolgreichen Wissenstransfer in das eigene Projekt verfasst werden.

Das Zertifikat der drei Hochschulen ist ein weiterer Garant dafür, dass E-Learning seinen festen Platz in der universitären Lehre behält.

Details unter:
www.ict.unizh.ch/e-zertifikat

SWISS VIRTUAL CAMPUS

Corporate-Finance-Vorlesung per Netz

■ «eCF – Get involved in Corporate Finance» ist ein im Rahmen des Swiss Virtual Campus gefördertes Projekt mit dem Ziel, einen webbasierten Lehrgang im Bereich Corporate Finance zu erstellen.

Seit Ende 2000 entwickelt ein Projektteam von Professoren, Assistenten und Studierenden der Universitäten Zürich (Institut für schweizerisches Bankwesen) und Fribourg sowie der HSW Luzern diesen Online-Kurs, welcher den neuesten mediendidaktischen Erkenntnissen entspricht. Der Kurs vermittelt Corporate Finance (Finanzierungs- und Investitionslehre) sowohl aus Sicht der Theorie als auch anwendungsorientiert anhand zahlreicher Übungen und Selbsttests.

Der Einsatz von verschiedenen Lernmethoden und Internet ermöglicht eine Reduktion der Präsenzveranstaltungen. Der Medienmix und das durch einen Online-Lernpfad strukturierte zeitlich und örtlich unabhängige Lernangebot tragen den unterschiedlichen Lerntypen Rechnung.

Der Online Coach (Tutor) stellt die fachliche, soziale und administrative Betreuung der Studierenden sicher, die zudem über ein Diskussionsforum aktiv mitarbeiten.

Durch die curriculare Einbindung des eCF-Lehrgangs wurde die Hauptstudiumsvorlesung «Corporate Finance» in Zürich in den letzten beiden Jahren in zwei Pilotphasen während mehrerer Wochen ersetzt. Evaluationser-

gebnisse von über 500 Studierenden zeigten, dass der Lehrgang positiv aufgenommen wurde.

Im August wird das Projekt nach knapp dreijähriger Laufzeit erfolgreich und termingerecht abgeschlossen. Im Wintersemester 2003/04 ersetzt der Kurs in Zürich erstmals komplett die Vorlesung.



Über interaktive E-Learning-Module können Studierende von Vorlesungen mehr profitieren. (Bild zVg)

Ab Herbst 2003/04 soll der Kurs in Zusammenarbeit mit der Weiterbildungsstelle der Universität Zürich öffentlich zugänglich gemacht werden.

Peter Lautenschlager,
Projektkoordinator eCF

Informationen und Demokurs:
www.getinvolved.ch

Uni-Studierende gehen fremd

Der ehemalige Fachbereich XII an der ETH zieht seit jeher auch Studierende der Universität an. Jetzt befindet sich das Departement für Geistes-, Sozial- und Staatswissenschaften im Umbau. Trotz der engeren inhaltlichen Anbindung soll es für Uni-Studierende attraktiv bleiben.

VON LUKAS KISTLER

Letzten November an der ETH Zürich: Die Schulleitung kündigte an, die Lehrstühle für deutsche, französische und englische Literatur zu streichen. Wegen Sparvorgaben sollten insgesamt dreizehn Lehrstühle an der ETH nicht mehr neu besetzt werden. Später wurde bekannt, dass das Departement für Geistes-, Sozial- und Staatswissenschaften (D-GESS) – so heisst die ehemalige Abteilung XII heute – nicht nur die drei Literatur-Lehrstühle verlieren sollte, sondern auch einen Kurswechsel eingeschlagen hatte: Statt komplementärem Lehrangebot, inhaltliche Orientierung an den Natur- und Technikwissenschaften.

Aus mancherlei Gründen sollte sich die Universität dafür interessieren, wie sich das D-GESS entwickelt. Dass Uni-Studierende Veranstaltungen am D-GESS besuchen oder ihre Lizentiats- und Doktorarbeiten dort schreiben, ist gang und gäbe. Und die Mitarbeitenden des D-GESS haben meist selbst eine universitäre Ausbildung durchlaufen. In letzter Zeit wurde der Kontakt zur ETH gar intensiviert: Ein Abkommen von 1997 gestattet Uni-Studierenden den Veranstaltungsbesuch an der ETH wie auch umgekehrt. Und nach Auskunft von Hans Werner Tobler, Vorsteher des D-GESS

und dort Geschichtsprofessor, erhalten neu berufene ETH-Professoren am D-GESS seit letztem Jahr das Gastpromotionsrecht an der Universität.

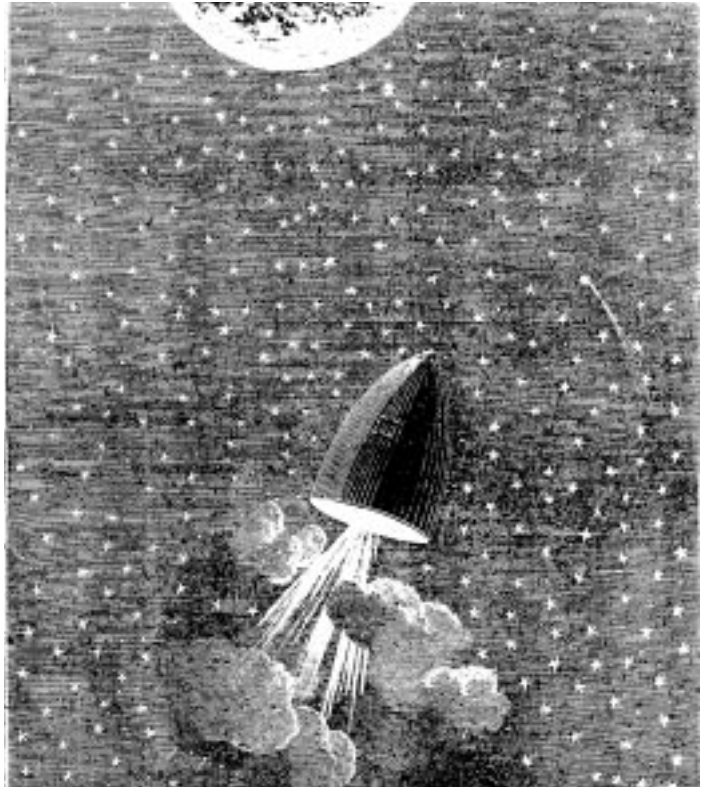
«Eine schöne Ergänzung»

Wie werden der Kurswechsel und die gestrichenen Lehrstühle beurteilt? Mit der Emeritierung von Brian Vickers ist bereits der Englisch-Lehrstuhl am D-GESS aufgehoben. Udo Fries, Prorektor Lehre und Anglistik-Professor an der Uni, bedauert dessen Streichung: «Das Angebot am Hochschulplatz Zürich wird kleiner.» Obgleich es zur Renaissance-Literatur, dem Gebiet Vickers, auch Veranstaltungen am Englischen Seminar gegeben habe. Dass mit dem inhaltlichen Kurswechsel am D-GESS die Attraktivität für Studierende abnehme, glaubt Fries nicht. Im Gegenteil biete die dort ansässige Technikgeschichte eine «schöne Ergänzung zum Uni-Angebot». Zudem meint er, dass auch die Literaturwissenschaft natur- oder technikwissenschaftliche Perspektiven einnehmen könne.

D-GESS-Vorsteher Tobler empfindet die Streichung von drei Vierteln der Literaturwissenschaft als «Verlust». Vor vier Jahren habe die Schulleitung dem D-GESS einen Reformkurs verschrieben und das Pflichtwahlfachsystem eingeführt: ETH-Studierende müssen seither am D-GESS Veranstaltungen besuchen und Leistungsnachweise erbringen. Die damit verbundene stärkere Integration des D-GESS in die ETH-Lehre ging einher mit einer Reihe von absehbaren altersbedingten Rücktritten von Professoren, was die Chance für den Kurswechsel eröffnet habe, sagt Tobler.

Lauter Uni-Studierende

Nach Ansicht von David Gugerli, Professor für Technikgeschichte am D-GESS, hat die Streichung der drei Literatur-Lehrstühle mit dem Reform-



Kurswechsel am D-GESS: Technikwissenschaftliche Perspektiven sind auch in den Literaturwissenschaften möglich. (Bild zVg; Illustration zu Jules Vernes «Von der Erde zum Mond»)

schub nichts zu tun. Er ist davon überzeugt, dass das Pflichtwahlsystem die Bedeutung der Sozial- und Geisteswissenschaften an der ETH massiv verstärke. Den Vorteil der Neuausrichtung des D-GESS erblickt er unter anderem darin, dass die ETH nicht dasselbe wie die Uni anbiete. So decken Gugerli wie auch Tobler Forschungsgebiete ab, die nicht an der Uni gelehrt werden; entsprechend betreuen sie auch Lizentiats- und Doktorarbeiten von Uni-Studierenden.

Gugerlis Seminare zum «september eleven» – das er zusammen mit Uni-Professor Philipp Sarasin hält – sowie zur Wissenschaftsgeschichte werden ausschliesslich von Uni-Studierenden besucht. Das Seminar zur ETH-Geschichte sei für einen Leistungsnachweis zu aufwändig und das zum elften September habe ETH-Studierende wegen der grossen Nachfrage – achtzig Teilnehmende – abgeschreckt, sagt er.

Etwas anders klingt es bei der Soziologin Priska Gisler, die als

wissenschaftliche Mitarbeiterin am vakanten Lehrstuhl für Wissenschaftsphilosophie und -forschung des D-GESS eine Vorlesung zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit anbietet. Elf ETH-Studierende und einen Historiker von der Uni Bern zählt sie zu ihren Zuhörern. «Mich wundert das Wegbleiben der Uni-Studierenden», sagt sie, «in den letzten Jahren betreiben wir einigen Aufwand, dass auch diese kommen». Sie findet gemischte Veranstaltungen spannend, denn die Teilnehmenden müssen über das eigene Selbstverständnis nachdenken.

Die Befragten sind sich einig, dass das Angebot am D-GESS für Uni-Studierende dann attraktiv ist, wenn es sich nicht mit dem der Uni überschneidet. Ob der Kurswechsel dies fördert, muss sich erst noch zeigen. Nicht auszuschliessen ist, dass mit dem Sparbeschluss Angebote verlustig gehen, wie sie die Uni nicht bieten kann. Ob der verbleibende Lehrstuhl für italienische Literatur dem abhelfen kann?

Impfen gegen Alzheimer

Innerhalb einer internationalen Studie zur Impfung gegen die Alzheimer-Krankheit wurde an der Universität Zürich das Verfahren TAPIR-Assay erarbeitet. Damit lässt sich nachweisen, dass geimpfte Patienten Antikörper entwickeln. Nun muss die Verträglichkeit der Impfung noch verbessert werden.

VON ISABEL MORF

Es beginnt mit Vergesslichkeiten im Alltag, später findet man sich in der eigenen Umgebung nicht mehr zurecht, Erinnerungen zerfallen, man erkennt vertraute Menschen nicht mehr, schliesslich geht das eigene Ich verloren – Alzheimer ist eine unheimliche Krankheit.

Sie trifft vor allem alte Menschen. In den Industrieländern, wo die Lebenserwartung in den letzten Jahrzehnten stetig gestiegen ist, tritt sie immer häufiger auf. Sind von den Sechzigjährigen weniger als 2 Prozent betroffen, so sind es bei den Fünfundachtzigjährigen 15 Prozent und bei den über Neunzigjährigen 30 Prozent. Für den Gedächtnisverlust verantwortlich sind toxische Eiweissablagerungen im Gehirn, die so genannten beta-Amyloid-Plaques.

Die Plaques bestehen aus aggregierten Abeta-Peptiden, die Spaltprodukte des körpereigenen Proteins APP sind. Abeta-Peptid-Aggregate zerstören die Nervenzellen. Seit acht Jahren sind Medikamente auf dem Markt, die gegen die Symptome wirken. Sie können den Verlauf ein bis anderthalb Jahre aufhalten, die Krankheit aber nicht wirklich stoppen oder gar heilen. Vielleicht wird das in absehbarer Zeit anders sein.

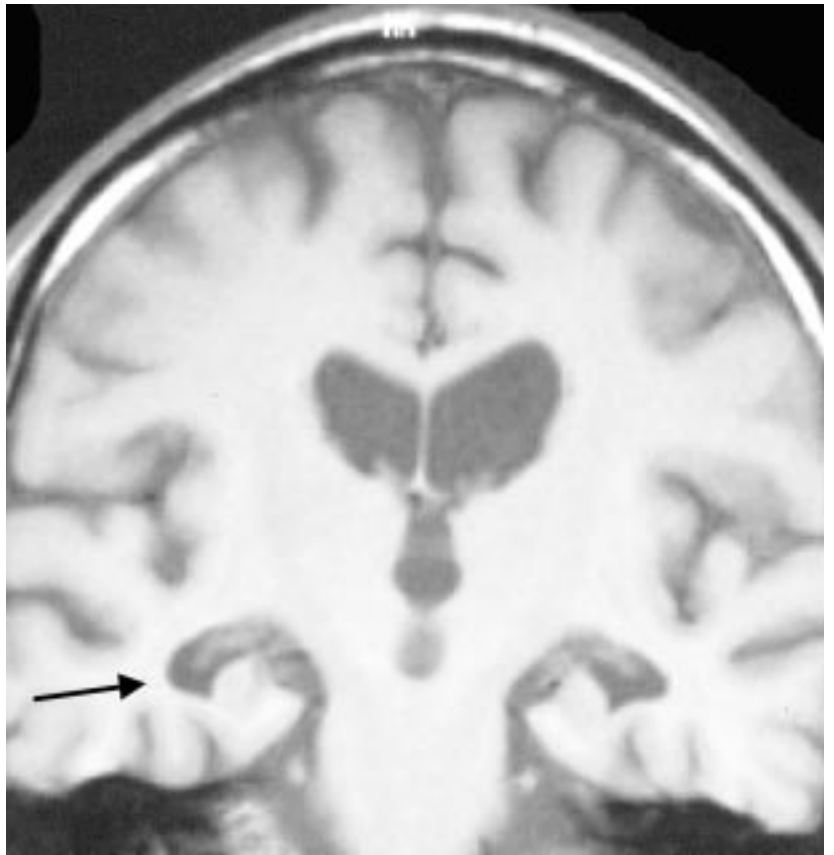
Seit vier Jahren wird von einer internationalen Forschergruppe und unter Beteiligung der Pharmafirmen Elan und Wyeth-Ayerst ein Ansatz verfolgt, der die Ursache von Alzheimer, die Amyloid-Plaques, angehen will. Dale Schenk, Forschungsdirektor von Elan, begann mit der Entwicklung eines Impfstoffs an transgenen Mäusen. Die Idee war, durch die Gabe von Amyloid die Bildung von Antikörpern anzuregen. Das klappte bei den Tiermodellen: Die Eiweissablagerungen nahmen ab, die Lernfähigkeit der Tiere verbesserte sich wieder. In einer ersten Versuchsphase an Menschen wurden dann gut hundert gesunde Personen mehrmals geimpft. Dies verlief erfolgreich, Nebenwirkungen traten keine auf.

Antikörper gegen Plaques

An einer zweiten Phase ab Oktober 2001 beteiligten sich mehrere Forschungsinstitute in den USA, Frankreich, Spanien, Grossbritannien und der Schweiz. Gesamthaft nahmen 372 Personen teil. In der Schweiz wurden die Untersuchungen von der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, unter der Leitung von Roger Nitsch und Christoph Hock, durchgeführt. 30 Patienten waren einbezogen.

Nach der zweiten Impfung in dieser zweiten Phase erkrankten 18 Personen – davon 3 aus der Schweiz – an Hirnhautentzündung, worauf der Versuch abgebrochen werden musste. Bei den Zürcher Betroffenen heilte die Hirnhautentzündung indessen unter Behandlung mit Cortison ab.

Alle an der Studie beteiligten Patienten werden seither weiter beobachtet und betreut. Einerseits wurde mit einem immunologischen Testverfahren (ELISA) gemessen, ob sich durch die Impfung tatsächlich Antikörper gebildet hatten. Bei zwei Dritteln der schweizerischen Patienten war das der Fall, auch bei



Alzheimer-Demenz: Das Magnetresonanztomographie-Bild des Schädels zeigt im Grosshirn eine Schrumpfung der Hippocampi auf beiden Seiten. (Bild zVg)

denjenigen, die eine Hirnhautentzündung gehabt hatten.

Qualität messbar

Die Zürcher Forschungsgruppe entwickelte ein zusätzliches immunologisches Verfahren, genannt TAPIR-Assay, mit dem nicht die Quantität der Antikörper, sondern ihre Qualität gemessen werden kann, also ihre Fähigkeit, die Eiweissablagerungen aufzulösen. Andererseits wurde der Gesundheitszustand der Patientinnen und Patienten mithilfe der DAD-Skala, die durch einen standardisierten Fragebogen ermittelt wird, gemessen. Darin werden den Betreuungspersonen von Alzheimer-Patienten vierzig Fragen gestellt, etwa zu alltäglichen Fähigkeiten wie Essen, Telefonieren oder Termine-Einhalten.

Heute, nach anderthalb Jahren, geht es den Personen mit Antikörpern deutlich besser als denjenigen, die keine gebildet hatten; ihre Befind-

lichkeit hat sich stabilisiert. Es zeigte sich auch, dass für die positiven Auswirkungen die Qualität der Antikörper mehr ins Gewicht fällt als ihre Quantität.

Ob die Stabilisierung des Gesundheitszustandes der Patienten nachhaltig ist, kann erst nach etwa drei Jahren gesagt werden. Sie werden weiterhin vierteljährlich getestet. Parallel dazu wird daran gearbeitet, die Impfung verträglicher zu machen. Für die Hirnhautentzündung ist ein bestimmter Bereich des für die Impfung verwendeten Moleküls A-beta-42 verantwortlich, auf das die T-Zellen so stark reagierten. Nun wird versucht, diesen Bereich des Moleküls wegzuschneiden und nur den Rest für die Impfung zu verwenden.

Trotz der viel versprechenden Ergebnisse sind rasche Erfolge nicht in Sicht: Bis ein Impfstoff auf dem Markt kommt, werden im günstigsten Fall noch fünf Jahre vergehen.

Tuberkulose in Baku

Das IKRK führt Projekte zur Tuberkulosebekämpfung in Gefängnissen der postsowjetischen Republiken durch. Für wissenschaftliche Analysen stützt es sich auf das Nationale Zentrum für Mykobakterien an der Universität Zürich.

VON GABY E. PFYFFER

In den letzten Jahren hat sich die Tuberkulosesituation in Osteuropa dramatisch zugespitzt. Die Krankheit breitet sich in den permanent überfüllten Gefängnissen besonders schnell aus. Im Gefängnis von Baku liegt die Rate der Infektionen unter den Gefangenen bei über 4'600:100'000 (in der Schweiz bei weniger als 10:100'000 Einwohner).

Seit 1995 engagieren sich Ärztinnen und Ärzte sowie Mitarbeitende des IKRK, zusammen mit landeseigenen Fachleuten, in der Tuberkulose-Bekämpfung in den Gefängnissen der ehemaligen Sowjetrepubliken, zum Beispiel in Georgien, Armenien und Aserbeidschan. Im eigentlichen Pilotprojekt, dem Gefängnis von Baku mit seinen damals mehr als 300 Tuberkulosepatienten, implementierte das IKRK ein Therapiekonzept und eine verbesserte Diagnostik. Die Situation vor Ort übertraf bei weitem alle Befürchtungen, waren doch in einer Stichprobe von Patienten, die nicht auf die Therapie ansprachen, fast 90 Prozent der Tuberkulose-Erreger multiresistent, das heisst resistent gegen die beiden wichtigsten Medikamente Isoniazid und Rifampicin sowie gegen weitere Antibiotika.

Die in der Studie untersuchten 65 Patienten – Männer zwischen 19 und 55 Jahren – stammten aus Aserbeidschan

Prof. Gaby E. Pfyffer ist Titularprofessorin für Medizinische Mikrobiologie und Leiterin des Instituts für Medizinische Mikrobiologie des Kantonsspitals Luzern.

und befanden sich zwischen 6 Monaten und 20 Jahren im Gefängnis. Die meisten waren stark unterernährt. Litten sie einmal an einer klinisch manifesten Tuberkulose, wurden sie ins gefängnisinterne Spital überführt. Bezeichnenderweise waren zu Projektbeginn keine Krankengeschichten dieser Patienten vorhanden. Aufgrund persönlicher Befragungen durch das IKRK stellte sich heraus, dass die grosse Mehrheit der Patienten nie richtig gegen die Krankheit therapiert worden war. Entweder erhielten sie nur ein einziges Medikament oder über längere Zeit gar keine Antibiotika, was die Resistenzentwicklung des Tuberkulose-Erregers (*Mycobacterium tuberculosis*) begünstigt.

Diagnosen zu spät

Das IKRK kontaktierte das Nationale Zentrum für Mykobakterien (NZM) an der Universität Zürich, als der Notfall eintrat, dass die Patienten nicht auf die TB-Therapie ansprachen. Die Patientenproben wurden von IKRK-Mitarbeitern ins NZM gebracht, weil es in Baku an Möglichkeiten zur Analyse fehlte. Die molekulargenetische Analyse der Tuberkulose-Erreger von 65 Patienten erfolgte dann am NZM mittels zweier Standardmethoden. Erwartungsgemäss zeigten die genetischen Fingerabdrücke ein hohes Mass an Übertragung der Tuberkulose von einem zum anderen Gefangenen. Der Grund dafür lag in den engen örtlichen Verhältnissen, der Benutzung von Gemeinschaftsräumen und -einrichtungen durch Gesunde und Kranke und der viel zu späten Diagnosestellung.

Ebenso beunruhigend war, dass ungefähr zwei Drittel der untersuchten Tuberkulose-Stämme dem «Peking-Klon» angehörten. Dieser Stamm wurde vor einigen Jahren erstmals in China isoliert, von wo aus er sich via Hawaii in die USA, aber auch westwärts nach Vietnam und in



An den Hinterlassenschaften der Sowjetzeit hat die aserbaidische Hauptstadt Baku schwer zu tragen. (Bild Marc Latzel/Lookat)

die umliegenden asiatischen Länder ausbreitete. In dieser Arbeit stellte man fest, dass Stämme mit diesem bestimmten genetischen Grundmuster nun auch den Kaukasus erreicht haben. Sie zeichnen sich durch eine hohe Virulenz und vielfach durch einen hohen Grad an Resistenz aus. Dank der heute im Labor verfügbaren genetischen Techniken ist es möglich, diese besonders gefährlichen Tuberkuloseerreger rasch und zuverlässig zu erkennen.

Schwindel aufgedeckt

Die im Gefängnis von Baku vorgefundenen Probleme dürften stellvertretend für viele andere Institutionen in den ehemaligen Sowjetrepubliken sein. Dazu zählen nicht nur der schlech-

te Ernährungszustand der Gefangenen, die miserablen räumlichen Bedingungen, die Nichtverfügbarkeit von adäquaten Therapiemöglichkeiten und die oft schlechte Qualität der Antibiotika. Überraschend waren auch die Tatsachen, dass sich Gefangene via Angehörige einzelne Medikamente auf dem Schwarzmarkt besorgen liessen und dass innerhalb der Gefängnismauern ein regelrechter Handel mit tuberkulosem Auswurf blühte: Gesunde Insassen erkaufte sich von Kranken Auswurf, welcher reichlich Tuberkulose-Erreger enthielt, um so ins Spital aufgenommen zu werden. Von dort stand das Tor zur Freiheit für genügend Geld offen. Ein Schwindel, der erst durch das IKRK aufgedeckt wurde

Swiss TB Award 2003

Für ihr noch laufendes Forschungsprojekt zur Tuberkulosesituation in Gefängnissen der ehemaligen Sowjetunion am Beispiel von Baku/Aserbeidschan sowie eine weitere Arbeit über eine neue Methode der schnellen Resistenztestung für Pyrazinamid, einem wichtigen Antibiotikum in der Tuberkulosetherapie, erhielt Gaby E. Pfyffer den «Swiss TB Award 2003». Mit dem Preis in Höhe von 10'000 Franken zeichnet die Schweizerische Stiftung für Tuberkuloseforschung jeweils die beste Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Tuberkulose aus.

Das Projekt über die Tuberkulosesituation im Gefängnis von Baku wurde in Kooperation des Nationalen Zentrums für Mykobakterien (NZM) der Universität Zürich mit dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes (IKRK) in Genf, dem Tropeninstitut in Antwerpen (B), und dem Rijksinstituut voor Volksgezondheid en Milieu (RIVM) in Bilthoven (NL) durchgeführt.

Das Kreolische an der Schweizer Literatur

Dass Schweizer Literatur kreolische Zügen haben soll, überrascht. Doch versteht man das «Kreolische» als Chiffre, verändert es den gewohnten Blick.

VON MICHAEL BÖHLER

Der Ausdruck der «créolité suisse» findet sich im Buch «La République mondiale des Lettres» (1999) der französischen Literaturkritikerin Pascale Casanova. Ein befremdlicher Gedanke, zugleich aber poetisch und anheimelnd mystifizierend: Im Geiste verwandeln sich die knorrigen Arven im Nationalpark in wedelnde Palmenhaine, auf dem Paradeplatz in Zürich tanzen braunhäutige junge Menschen, und am Eidgenössischen Schwingerfest erklingen zur Anspornung heisse Steeldrum-Rhythmen. – Ist dies aber nicht zugleich der älteste aller neuzeitlichen Mythen der Schweiz innerhalb Europas, der des Exotismus des Alpenraums – nur in einem modischen postkolonialen Gewand?

Wissenschaftlich produktiv kann das Stichwort der «créolité suisse» deshalb werden, weil es einen Perspektivenhorizont eröffnet, der vertraute und verfestigte Denkmuster im Schweizer Literaturdiskurs auflösen hilft. Drei Aspekte sind es vor allem: Erstens die vergleichende Perspektive der Schweizer Literatursituation mit einer andern, räumlich weit abgelegenen literarischen Kultur, jener der französischen Antillen, wobei der Blick von dieser literarisch fernen Welt zurück auf die Schweiz fällt. Zweitens der Perspektivenhorizont eines «Ganzen» der Weltliteratur – der «Ré-



Paratopie: Literatur lässt unmögliche Orte denkbar werden. (Bild Ex-Press/Montage fb)

publique mondiale des Lettres» – und eines auf dieses Ganze angelegten globalen Theoriemodells. Und drittens die Perspektive des «Aussen» und einer von Casanova postulierten Zentrum-Peripherie-Ordnung des weltliterarischen Universums und seiner ökonomischen wie symbolischen Steuerungsmechanismen.

Tendenz zum Binnendiskurs

In allen drei Aspekten hebt sich diese Perspektive vom gängigen Literaturdiskurs in der Schweiz ab und vermag daher sowohl als Kontrastiv wie Korrektiv zu dienen. Denn statt der vergleichenden Sichtweise und einer Einordnung in ähnliche oder verwandte Konstellierungen des literarischen Feldes innerhalb eines weltliterarischen Ganzen tendiert der Schweizer Literaturdiskurs dazu, als ausgeprägter Binnendiskurs mit hoher Zirkulationskonstanz der Argumente und Gegenargumente sich weitgehend nur gerade mit sich selbst zu befassen, allenfalls noch in Abgrenzung von den gleichsprachigen Nachbarkulturen. Fixiert auf die eigene Situation versichert sich

dieser Binnendiskurs paradoxerweise zugleich unablässig gegenseitig und den andern, dass es «keine» Schweizer Nationalliteratur, ja nicht einmal eine «Schweizer» Literatur, sondern nur eine Literatur «aus» der, «in» der, «der» Schweiz gebe.

Anlass zur Prägung der «créolité suisse» bietet Casanova die Beobachtung einer weitgehenden Übereinstimmung zwischen dem kulturpolitischen Manifest «Éloge de la créolité» der drei Antillen-Autoren Bernabé, Chamoiseau und Confiant (1989) und dem Essay «Raison d'être» (1914) des Westschweizer Autors Ferdinand Ramuz, geschrieben nach dessen Rückkehr aus Paris in die Waadt. In beiden Manifesten – so weit sie auch zeitlich auseinander liegen und wie verschieden die historische Ausgangslage ist – geht es um die Gewinnung eines eigenen Standpunkts als Schriftsteller und einer eigenständigen literarischen Position in einer bestimmten kulturellen Konstellation. Im Falle der französischen Antillen ist es die einer ehemaligen Kolonie, und in diesem Kontext bedeutet die Proklamation der literarischen

«Créolité» zunächst die Ablehnung all dessen, was diese ehemalige Ordnung trug: des «monolinguisme» einer standardisierten und zugleich bürokratisierten Schriftkultur, der «purété» einer normativen, vom Zentrum Paris diktierten Ästhetik und der «fausse universalité» eines abstrakt postulierten universellen Allgemeinen, das in Wirklichkeit die partikularistische Weltsicht des kolonialen Hegemons beziehungsweise der europäischen Tradition ist. An ihre Stelle treten die Leitideen eines hybriden «multilinguisme», einer alltagsgesättigt konkreten, «körperlichen» Wirklichkeitsgestaltung und die Proklamation des Prinzips der «Diversalité» – «hors du Mème et de l'Un» eines falschen Universalismus.

Volksnah mit Akzent

Ganz ähnlich plädiert auch Ramuz gegen das normsetzende Diktat von Paris für die Wahrheit einer volksnahen Literatursprache mit Herkunftsakzent, eines Akzents, der im gesprochenen Wort, in der «geste», in der «allure» präsent sei, aber noch nicht in die literarische Sprache Eingang gefunden habe, die dadurch hybride würde. Ganz ähnlich wehrt auch er die Kategorien sowohl einer Regionalliteratur («Nous n'avons rien de commun avec ces amateurs de folklore») wie einer Nationalliteratur ab, die einer hierarchisch generalisierenden und zentristischen Ordnung entspringen.

Das «Kreolische» wäre demnach die Chiffre für einen literarischen Ort im Abseits der kulturellen Ordnungs- und Machtstrukturen, sowohl durch sie definiert wie sich ihnen entziehend – eine «Paratopie», und «kreolisch» wäre das Wort für ein ästhetisches Programm, das aus diesem paratopischen Ort kreative Energien zieht.

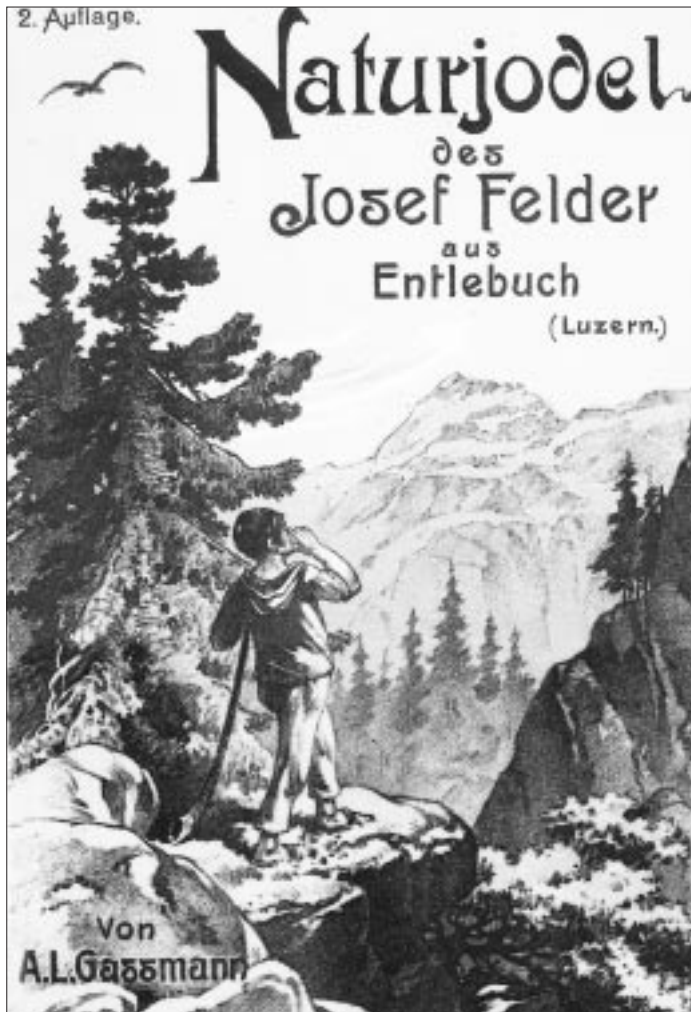
«Ein Geheul von Wilden»

Beinah wäre die Musikethnologie an der Universität Zürich auf Eis gelegt worden. Ein Ausflug in die Geschichte des Faches zeigt dessen wachsende Bedeutung.

VON MARC-ANTOINE CAMP

Musikethnologie untersucht die Musik traditioneller Gesellschaften, Volks- und Populärmusik, aussereuropäische Kunstmusiken, aber auch Musiktheater und Tanzphänomene. Die Forschungsprämissen des Faches haben sich seit dem 19. Jahrhundert grundlegend gewandelt. Auch der Gegenstandsbereich ist breiter und heterogener geworden. Doch haben Musikethnologen/-innen im Verlauf ihrer Fachgeschichte einen Korpus von Einzeluntersuchungen geschaffen sowie ein Arsenal an methodischen Werkzeugen entwickelt, mit dem sich die verschiedensten Musikkulturen analysieren lassen. Während die Historische Musikwissenschaft die Kompositionsgeschichte der europäischen Kunstmusik erforscht, fokussiert die Musikethnologie ihr Interesse vor allem auf die oral-aurale Musikvermittlung, sie folgt handlungstheoretischen Ansätzen und führt computergestützte Musikanalysen durch.

Die Untersuchungen an aussereuropäischer Musik seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert sind von entwicklungsgeschichtlichen Konzeptionen geleitet. Zweifel an der Idee einer Universalgeschichte der Musik, die auf europäischen Kunstvorstellungen basiert, kamen Ende der 1920er-Jahre auf. Ursache waren sowohl die Erfahrungen mit der sich radikal wandelnden europäischen Kunstmusik seit der Jahrhundertwende als auch die intensive Auseinandersetzung mit fremden Musikfor-



Der Kaiser Josef Felder wurde Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem Jodel-Star, der sogar in der Zürcher Tonhalle auftrat. Felders Jodel eröffnete die erste klingende Weltmusik-Anthologie, auf Walzen herausgegeben vom Phonogrammarchiv in Berlin um 1920. (Bild zVg)

men. Ein Musikethnologe notierte dazu: «Ob der zivilisierte Europäer diese musikalischen Leistungen als armselig, als «Geheul von Wilden» empfindet oder nicht, ist ein von seinem jeweiligen Standpunkt abhängiges Werturteil».

Ethnomusicology

Produktive theoretische Reaktionen auf das Eurozentrismus-Problem blieben im deutschsprachigen Raum zu Beginn der 1930er-Jahre jedoch aus. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde nahezu die ganze Musikethnologie in Deutschland und Österreich stillgelegt. Europäische Musikethnologen emigrierten in die USA und wirkten dort am Aufbau der «ethnomusicology»

Musikstilen ebenso angegangen wie jene nach kulturspezifischen Klassifizierungen von Musikgattungen und Instrumenten. Man stellte beispielsweise fest, dass es in vielen afrikanischen Gesellschaften keinen dem europäischen Verständnis entsprechenden Musikbegriff gibt, sondern Ausdrücke, die Klangereignisse und Tanzbewegungen als Einheit bezeichnen.

Im fremden Kontext

Ab den 1950er-Jahren haben sich Musikethnologen auch der Populärmusik zugewandt, zunächst dem Jazz, später auch anderen Gattungen wie der brasilianischen Bossa Nova, dem Rock, dem westafrikanischen High Life oder in jüngerer Zeit der elektronischen Musik. Die Dynamik der Globalisierung führte in den letzten Jahren zum Aufschwung regionaler und nationaler Musikproduktionen auf dem Tonträgermarkt und zur Vervielfältigung der Musikkulturen vor allem in urbanen Zentren. Klangereignisse gelangen heute über Medienträger und Kommunikationskanäle oder durch Migranten und Kulturtouristen in fremde Kontexte. In solchen erhalten diese Klangereignisse neue Bedeutungszuschreibungen, werden zu neuartigen Musikstilen geformt und sind Ausdrucksmittel zur Legitimation gesellschaftlicher Ordnungen. Das gegenwärtige Musikleben stellt der Musikethnologie eine ganze Reihe von Forschungsaufgaben.

Zwischen Musikwissenschaft und Ethnologie

Im Fach Musikethnologie überschneiden sich die Fächer Ethnologie und Musikwissenschaft. Das zeigt deutlich das Beispiel der Musikethnologie an der Universität Zürich. Bis 1990 gehörte sie zur Ethnologie, danach zur Musikwissenschaft und seit kurzem steht fest, dass sie wieder der Ethnologie angegliedert wird. Diese Entscheidung wurde getroffen, nachdem aus dem Musikwissenschaftlichen Institut selber ein Antrag auf Sistierung des Faches gestellt worden war. Der Studienbetrieb konnte nicht mehr gewährleistet werden, weil die Mittel zur Besetzung der vakanten Musikethnologie-Professur nicht vorhanden sind. Die Besetzung wird nun aber prioritär behandelt. In der Schweiz bietet einzig die Universität Zürich Musikethnologie als Fach an (seit 1971). Der Lehrgang hat heute 73 Studierende (1., 2. NF, WS 02/03). Das dazugehörige Archiv umfasst Literatur und Tonträger aus allen Musikkulturen der Welt. Schwerpunkte bilden Schweizer Volks- und Populärmusik, Jazz, amerikanische, westafrikanische und ostasiatische Musikkulturen. (saw)

Marc-Antoine Camp ist Stipendiat des Nationalfonds.

Coaching im Mittelbau

Wie intensiv Doktorierende betreut werden, liegt üblicherweise im Ermessen der einzelnen Professorinnen und Professoren. Assistenzprofessor Fred W. Mast plädiert für ein gezieltes Coaching.

VON FRED W. MAST

Wie sieht es mit der fachlichen Betreuung von Angehörigen des Mittelbaus aus? Schreibt man sich in einem Fach der Philosophischen Fakultät als Doktorierender ein, so ist dort schriftlich verankert, dass kein Anrecht auf Betreuung geltend gemacht werden könne. Trotzdem werden Doktorierende, insbesondere wenn sie dem Mittelbau angehören, mehr oder weniger gut betreut.

Worauf sollte man als Einsteiger im akademischen Mittelbau achten? Am wichtigsten erachte ich, dass man sich als Betreuungspersonen eine Professorin oder einen Professor sucht, die ihr Handwerk verstehen. Was heisst das? Alt oder jung ist hier sicher nicht die Frage. Die Fachkompetenz macht es aus, aber woran erkennt man diese? Didaktisch gute Vorlesungen sind mit Sicherheit für die Studierenden ein eminent wichtiges Kriterium. Davon profitieren aber nicht notwendigerweise die Doktorierenden. Die Güte einer Betreuungsperson erkennt man am verlässlichsten an der Güte der akademischen Leistungen, das heisst der Forschung; vorzugsweise sollten diese mindestens zum Teil in den letzten Jahren erbracht worden sein.

Lieber ehrlich als nett

Der Professor oder die Professorin muss (und kann) dabei nicht in allen Detailfragen der betreu-

ten Promotionsarbeit kompetent sein. Viel wichtiger ist ein gut entwickeltes Einfühlungsvermögen, das individuell und gezielt steuernd auf das Vorankommen der Doktorierenden einwirken kann. Damit ist nicht Nettigkeit gemeint, sondern Ehrlichkeit. Es ist keine Gefälligkeit, über allfällige Schwächen eines Doktorierenden hinwegzusehen. Eine Karriere als Nachwuchswissenschaftlerin oder -wissenschaftler wird dann erfolgreich, wenn die am schwächsten ausgebildete Fähigkeit nicht zum Karrierehemmnis wird.

Wie Psychoanalyse

Die Qualität der Betreuung ist nicht etwa eine Funktion der Zeit, die die Professorin oder der Professor investieren muss. Vielleicht ist die Betreuungsaufgabe mit der Arbeit eines guten Psychoanalytikers vergleichbar, der in den Sitzungen meistens passiv zuhörend teilnimmt, aber dann doch an geeigneter Stelle geschickt zu intervenieren versteht und somit zeigt, dass er präsent und nicht etwa eingeschlafen ist.

Laissez-faire

Oft hört man von Angehörigen des Mittelbaus: «Man könne tun, was man wolle» oder «der Chef lasse einen in Ruh». Die Laissez-faire-Einstellung entlastet in erster Linie die Betreuerin oder den Betreuer und lässt die Doktorierenden im Dunst akademischer Freiheit ohne jegliche Navigationshilfe im zu erkundenden Terrain umherirren. Sicher gibt es Genies, die es ganz ohne Hilfestellung oder gar trotz schlechter Betreuung schaffen. In der Regel können aber die meisten Doktorierenden sehr wohl von einem fachkundigen Coaching profitieren. Dazu gehören regelmässig stattfindende Standortbestimmungen, die Unterstützung bei vermeintlichen Schwächen sowie die Diskussi-



Mehr Sportsgeist: Von einem fachkundigen Coaching durch ihre betreuenden Professorinnen oder Professoren würden Doktorierende profitieren. (Bild Frank Brüderli)

on fachspezifischer Problemstellungen.

Die Diskussion um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist zurzeit en vogue. Regelmässig werden Networking-Seminare angeboten, Mentoring-Programme sind entstanden, oder man kann Publikations-Workshops besuchen. Mit Sicherheit können derartige Veranstaltungen wichtige Hinweise für die Karriereplanung enthalten, aber sie sind kein Ersatzprogramm für die harte Arbeit, das Engagement und den Aufwand, den der motivierte akademische Nachwuchs zu leisten hat. In diesem Zusammenhang wird auch die Teilnahme an Fachkongressen in ihrer Bedeutung für die Nachwuchsförderung oftmals überschätzt. Die Finanzierung von Kongresstourismus kann ein gutes Coaching nicht ersetzen, sondern lediglich etwas ergänzen.

Für die weitere berufliche Karriere kann es entscheidend sein, wo und mit wem man seine wichtigsten Lehrjahre im akademischen Mittelbau verbracht hat. Oft wird ein bestehendes Arbeitsverhältnis im Mittelbau auch dann weitergeführt, wenn es als unbefriedigend erlebt wird. Die Gründe dafür sind zum Beispiel eine falsch verstandene Loyalität gegenüber dem Arbeitgeber oder die mangelnde Bereitschaft des Mittelbaus zur beruflichen Mobilität. Diese Strategien sind allerdings zu kurzfristig. Es werden Versäumnisse entstehen, deren langfristige, gar lebenslängliche Wirkung die vorübergehenden Umständlichkeiten in Folge eines Stellenwechsels bei weitem überdauern werden. Es gehört zur Eigenverantwortung, dass man seine befristete Zeit im Mittelbau optimal für die eigene Qualifikation nutzbar macht.

Prof. Fred W. Mast ist SNF-Förderungsprofessor am Psychologischen Institut.

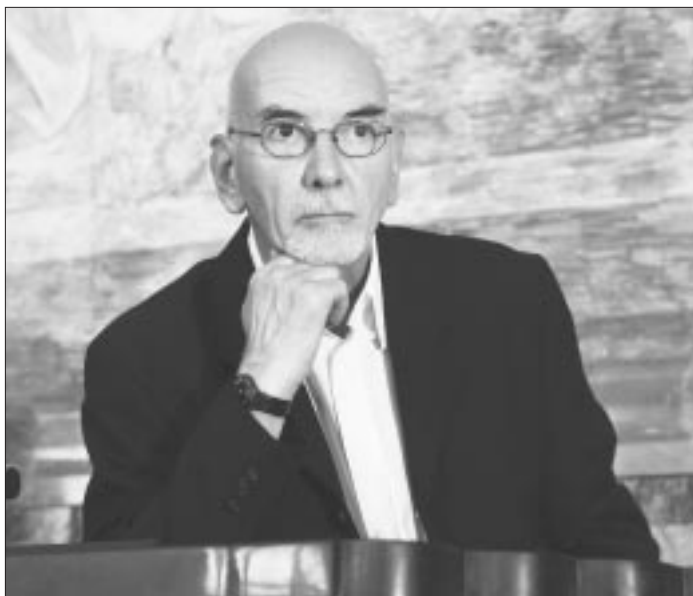
Die Angst vor der Sprechpause

Seit drei Jahren bieten die Universität Zürich und die ETH ihre gemeinsame didaktische Weiterbildung unter dem Namen «didactica» an. Besonders gefragt sind die Rhetorikseminare.

VON MARKUS BINDER

Eigentlich ist es ganz einfach. Man kommt zur Tür rein, bleibt stehen, schaut ins Publikum, legt eine Folie auf, beginnt zu sprechen, stoppt und schaut wieder ins Publikum. Simpel. Doch das ist es beileibe nicht. Es ist nicht einfach, einen sicheren Stand zu finden, um sich vor Publikum wohl zu fühlen. Es ist nicht einfach, für einen kurzen Moment den Blickkontakt zu suchen. Und das Sprechen vor Leuten ist ebenfalls nicht einfach. Viel einfacher ist es, dem Publikum den Rücken zuzukehren, vom Blatt abzulesen und sich nach dem letzten Satz davon zu stellen.

«Diese Übung mit der Folie war die beste», sagt Christian Bühler, Assistent am Institut für schweizerisches Bankwesen. Sie habe gezeigt, wie wichtig es sei, mit dem Publikum über verschiedene Kanäle zu kommunizieren. «Es ist entscheidend, ein angenehmes Klima zu schaffen.» Sich Zeit zu lassen sei enorm schwierig. Der 28-jährige Zürcher hat zusammen mit sieben anderen Assistenten den zweitägigen «didactica»-Kurs «Rhetorik für Seminar und Vorlesung» besucht. Und er ist begeistert: «Ich habe viel gelernt.» Vor allem, wie er die Zuhörer ansprechen und besser auf sie eingehen könne. «Geschliffener reden kann ich nach nur zwei Tagen zwar nicht», das habe er auch nicht erwartet, aber er wisse nun genau, wie und wo er sich verbessern könne. «Ge-



Rhetorik-Lektion Nr. 1: Sprechpausen gilt es auszuhalten. (Bild Frank Brüderli)

holfen hat mir vor allem, mich selber auf dem Video zu analysieren und von den anderen kritisiert zu werden.»

Halbsätze nicht erlaubt

Geschliffener reden zu können, war auch nicht das Ziel des Kurses. Dies hat Kursleiter Jürg Häusermann, Professor in Tübingen, gleich zu Beginn klar gestellt. Vielmehr gehe es darum, sich der Redesituation vor Publikum anzupassen. Das ungezwungene Gespräch zu zweit unterscheidet sich nämlich grundlegend vom Reden vor Publikum. Pausen werden plötzlich nicht mehr vom Gegenüber ausgefüllt und sind als Redner oft nur schwer auszuhalten. Halbsätze sind nicht mehr erlaubt. Überhaupt wird der Dialog zum Monolog und mit ihm auch der Raum und die Distanz grösser. Es braucht also ein anderes Auftreten. «Der grösste Fehler ist, dass sich die Redner nicht bewusst sind, wie sie Zeit und Raum nutzen können», sagt Häusermann, der auch Radio- und Fernsehjournalisten ausbildet. Deshalb ist sein wichtigstes Anliegen, Sicherheit zu vermitteln: «Der Redner muss sich in der Sprechsituation wohl fühlen.»

Daran haben die acht Teilnehmenden in den zwei Tagen

deutlich, dass das Wiederholen von Worten und Satzteilen hilft, frei zu reden, weil man mehr Zeit hat um weiterzudenken.

Schwächen per Video

Zentrum des Kurses waren die Kurzvorträge der Teilnehmenden, welche auf Video aufgenommen und anschliessend analysiert wurden. Diese individuelle Kritik haben alle am meisten geschätzt. Sich selber sprechen zu sehen, kann einem die Augen öffnen. Nicht nur weil die Schwächen gnadenlos aufgedeckt werden, sondern weil auch viel klarer wird, wo die eigenen Stärken liegen. Das ist mindestens genauso wichtig.

Rhetorik ist Übungssache, das ist im Kurs klar geworden. Alle Übungen waren darum so konzipiert, dass man sie gut auch zu Hause wiederholen oder in der eigenen Vorlesung ausprobieren kann. Die Bedürfnis nach Rhetoriktraining und individueller Kritik ist offenbar gross. «Rhetorikkurse sind gefragt», sagt Wolfgang Wellstein vom Didaktikzentrum der ETH. Häusermann musste den Kurs doppelt führen, weil so viele Anmeldungen eingegangen sind. Die Nachfrage nach didaktischen Kursen könnte generell weiter zunehmen. Luzia Vieli von der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik der Universität denkt, dass in den nächsten Jahren vor allem mit der Umstellung auf das Bologna-Modell die Didaktik in den Lehrveranstaltungen noch wichtiger wird. «Damit wird auch das gemeinsame Didaktikangebot von Uni und ETH auf noch mehr Interesse stossen», sind Vieli und Wellstein überzeugt.

Die Angebote der «didactica» unter:
www.didactica.unizh.ch.

Auskünfte erteilt die Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik (AfH) der Universität Zürich, Tel. 01 634 22 28.

Der Kursbesuch für Angehörige von Uni und ETH ist kostenlos.

Weitere Kurs- und Beratungsangebote der Universität unter: www.afh.unizh.ch

VORTRÄGE

Kultur- und Sozialwissenschaften

Vorlesungen

Bullinger und die Eigenart der Zürcher Reformation. Prof. Emidio Campi, HS 104, Uni-Zentrum, Dienstag, 1. Juli, 18.15 Uhr

Führerlosigkeit als Normalzustand. Die Schweizer Weltkriegsdebatte und die Krise um die nachrichtenlosen Vermögen in einer langfristigen Perspektive. PD Dr. Thomas Maissen, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 23. Juni, 18.15 Uhr

«Hört auf zu malen» – Eine unerhörte Empfehlung. PD Dr. Wolfgang Kersten, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 23. Juni, 17.00 Uhr

International Conflicts and Minorities. Rolf Ekéus (Den Haag), HS 101, Uni-Zentrum, Mittwoch, 2. Juli, 18.15 Uhr

Warum Sade kein Versace trägt und kein SS Hugo Boss. Laetitia, Sade, Pasolini, Monteiro. Stefan Zweifel, Michael Pfister, HS 106 Soziologie, Rämistr. 69, Dienstag, 1. Juli, 18.00 Uhr

Tagungen

Brahms, der Konservative? Symposium anlässlich der Zürcher Festspiele 2003, zahlreiche Referierende, Kongresshaus Zürich, Freitag, 4. Juli, bis Sonntag, 6. Juli. Weitere Informationen unter: www.musik.unizh.ch/brahms.html

Krisen der Subjektivität und die Antworten darauf. Zahlreiche Referierende, SR 200 Theologie, Kirchgasse 9, Freitag, 4. Juli, und Samstag, 5. Juli. Auskunft erteilt Dr. Philipp Stoellger: stoellger@theol.unizh.ch

Symbole im Dienste der Darstellung von Emotionen. Zahlreiche Referierende, Zürich, Freitag, 5. September, und Samstag, 6. September. Weitere Informationen unter: www.symbolforschung.ch

Human- und Tiermedizin

Vorlesungen

Der Aspekt Lebensqualität in der chirurgischen Behandlung des Rektum-Karzinomes. PD Dr. Daniel Bimmeler, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 28. Juni, 10.00 Uhr

Ein Spaziergang im Sprachgarten. Prof. Christian Bauer, Abschiedsvorlesung, HS 23-G-45, Uni-Irchel, Mittwoch, 25. Juni, 11.15 Uhr

Ver-rückte Welten. Wahnsinnige Patienten im Zürich des 17. Jahrhunderts. Aline Steinbrecher, HS 401, Uni-Zentrum, Donnerstag, 26. Juni, 12.30 Uhr

Tagungen

Gegenwart und Zukunft der Kinder- und Jugendpsychiatrie – eine internationale Perspektive. 15. Zürcher Kinder- und Jugendpsychiatrisches Symposium, zahlreiche Referierende, HS B 10, Uni-Zentrum, Donnerstag, 10. Juli, und Freitag, 11. Juli. Anmeldung erforderlich. Es wird eine Tagungsgebühr erhoben. Weitere Informationen unter: www.kjpd.unizh.ch

Seele und Forschung. Wirksamkeit der Jung-schen Psychotherapie. Resultate der PAL-Forschung. Prof. Daniel Hell, Prof. Gerd Rudolf, Dr. Guido Mattanza, Jaqueline Hurt, Sigrid Schwandt, Prof. Joachim Küchenhoff, Prof. Verena Kast, HS Psychiatrie Universitätsklinik, Lenggstr. 31, Samstag, 27. September, ab 10.00 Uhr. Anmeldung erforderlich. Es wird eine Tagungsgebühr erhoben. Weitere Informationen unter: www.gap.ch

Naturwissenschaften

Vorlesungen

Die Entwicklung unseres Gehirns – von der Nervenzelle zum komplexen Netzwerk. Prof. Esther Stoeckli, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 30. Juni, 17.00 Uhr



Faszinierende Blütenvielfalt der Hahnenfussgewächse. Gartenführungen, Mike Thiv, Terrasse bei der Cafeteria des Botanischen Gartens, Zollikerstr. 107, Dienstag, 24. Juni, 12.30 Uhr

Wirtschaft – Recht – Informatik

Vorlesungen

Anreize für Wissenschaftler an Hochschulen im deutsch-amerikanischen Vergleich – personalökonomische Analysen und empirische Befunde. Prof. Uschi Backes-Gellner, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 30. Juni, 19.30 Uhr

Contracts and Economics. Prof. Michel A. Habib, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 28. Juni, 11.10 Uhr

IT-Beitrag zur Kostensenkung aus Anwendersicht. Dr. Karsten Kunert, SR HG D 7.1, ETH Hauptgebäude, Montag, 23. Juni, 17.15 Uhr

Die spanische Conquista und die Idee der Menschenrechte im Werk des Bartolomé de Las Casas. PD Dr. Lukas Gschwend, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 30. Juni, 18.15 Uhr

Struktur versus Flexibilität: Die grosse Herausforderung der Informatik? Prof. Abraham Bernstein, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 23. Juni, 19.30 Uhr

Von Bits und Bytes zum «Virtuellen Campus Schweiz» – Beiträge zur Anwendungsentwicklung in der Medieninformatik. Prof. Peter Stucki, Abschiedsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Mittwoch, 25. Juni, 17.15 Uhr

Interdisziplinäre Veranstaltungen

Vortragsreihen

Guter Rat im Alter – Aspekte der Beratung in der zweiten Lebenshälfte: Alter als Neubeginn, Freiheiten des Alters und im Alter Neues schaffen. Dr. Helmut Barz (Zürich), HS 104, Uni-Zentrum, Mittwoch, 25. Juni, 16.15 Uhr

Italienische Reise. Interdisziplinäre Ringvorlesung: Reise nach Italien: Die Vielfalt der Sprachen. Prof. Michele Lopporcaro, HS 104, Uni-Zentrum, Mittwoch, 25. Juni, 18.15 Uhr

Imaginäre Spaziergänge und Reisen im antiken Rom und Italien: Literarische Stadt- und Reiseführer in der lateinischen Literatur. Prof. Therese Fuhrer, HS 104, Uni-Zentrum, Mittwoch, 2. Juli, 18.15 Uhr

Macht Wissenschaft Macht? Wissenschaftshistorisches Kolloquium: Macht und Verantwortung in Wissenschaft und Hochschule. Prof. Heinrich Ursprung (Zürich), HS 101, Uni-Zentrum, Mittwoch, 25. Juni, 17.15 Uhr

Sexualität im Wandel. Interdisziplinäre Veranstaltungen: «Cybersex». Arne Dekker (Hamburg), HS 180, Uni-Zentrum, Donnerstag, 26. Juni, 18.15 Uhr
Sexualität und Alter. Dr. Thomas Bucher, Prof. Rainer Hornung, HS 180, Uni-Zentrum, Donnerstag, 3. Juli, 18.15 Uhr

EVENTS

Haut und Sonne. Info- und Beratungstage: Sonnenmobil der Krebsliga, Uni-Irchel, Montag, 30. Juni, und Dienstag, 1. Juli, 10 Uhr bis 17 Uhr, und Uni-Zentrum, Donnerstag, 3. Juli, 10 Uhr bis 17 Uhr
Fragestunde, Daniela Biedermann, Aula, Uni-Zentrum, Mittwoch, 2. Juli, 19.00 Uhr
Sonnenschutzparcours der Krebsliga, Uni-Zentrum, Freitag, 4. Juli, 14 Uhr bis 22 Uhr



Tag der offenen Tür im Tierspital Zürich. Tierspital, Winterthurerstr. 266, Samstag, 28. Juni, ab 10.00 Uhr. Auskunft erteilt Christine Ackermann: c.ackermann@vetadm.unizh.ch

BÜHNE



Felix Mendelssohn: Erste Walpurgisnacht, op. 60; Modest Mussorgsky: Johannisnacht auf dem kahlen Berge & Die Niederlage des Sennacherib; Anatol Ljadov: Baba Yaga, op. 56 & Kikimora, op. 63. Akademischer Chor Zürich und Neue Elbland Philharmonie Dresden. Andrea Weilenmann, Alt, Valery Tsarev, Tenor, Pavel Daniluk, Bass. Leitung: Anna Jelmorini, Tonhalle Zürich, Samstag, 28. Juni, 19.30 Uhr. Weitere Informationen unter: www.acz.ethz.ch

NEU GESTALTETES UNIMAGAZIN

Frisch und jugendlich

■ **Am 1. Juli** hebt sich der Vorhang – nach einer halbjährigen Gestaltungsphase erscheint das «unimagazin» mit neuen Inhalten und einem frischen, zeitgemässen visuellen Auftritt. Mit einem attraktiven Mix von Themen und Texten vermittelt die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift der Universität Zürich ein facettenreiches Bild der Wissenschaft und der Menschen, die dahinter stehen – auch über die Grenzen der Alma Mater hinaus. Im neuen «unimagazin» schreiben Journalistinnen und Journalisten über aktuelle Forschungsprojekte, sie stellen interessante Persönlichkeiten und neue Institutionen vor. Experten äussern sich zu Themen aus Wissenschaft, Bildung und Politik. Im Zentrum jeder Ausgabe steht jeweils ein Schwerpunkt-Dossier.

«Glückliche Jugend» heisst das Dossier der neuen Ausgabe. Jugend macht heute vor allem negative Schlagzeilen – Gewalt, Drogen, Arbeitslosigkeit sind die Themen. Auch in der Jugendforschung wurde bislang vor allem jugendliches Risikoverhalten in den Blick genommen. Dies soll sich mit dem kürzlich gegründeten Jacobs Cen-

ter for Productive Youth Development an der Universität Zürich ändern. Die «unimagazin»-Redaktion hat die Gründung des Forschungszentrums zum Anlass genommen, nach den Bedingungen für eine positive Entwicklung von Jugendlichen in der Schweiz zu fragen. Der junge Bündner Fotograf Jos Schmid hat dazu eine attraktive Porträtserie von Zürcher Jugendlichen realisiert. Der schnellste Computer der Schweiz am Institut für Theoretische Physik ist ein weiteres Thema im unimagazin, ebenso die islamische Philosophie. Zudem äussert sich Daniel Hell, der klinische Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, zu Sparmassnahmen in der Psychiatrie. Für die Redaktion des neuen «unimagazins» zeichnen die beiden Journalisten Thomas Gull und Roger Nickl.

(unicom)

Abo des «unimagazins»

Das unimagazin kann unter www.unicom.unizh.ch/unimagazin kostenlos abonniert werden.
E-Mail der Redaktion:
unimagazin@unicom.unizh.ch

UNIMAGAZIN Universität Zürich
THE DEPARTMENT FOR PRODUCTIVE YOUTH DEVELOPMENT | VOLUME 1 | NUMBER 1 | JULY 2003

GLÜCKLICHE JUGEND

SUPERCOMPUTER Schnellster Rechner der Schweiz an der Universität Zürich
PUBLIZISTIK Nachforschungen über ein Trennfloch
SPARDRUCK Wird die moderne Popkultur regionalisiert?

J. Brahms: Klavierkonzert Nr. 1; Rol Urs Ringger: Ar-dor (Uraufführung); R. Schumann: Symphonie Nr. 4. Akademisches Orchester Zürich, Dirigent: Johannes Schläfli, Solist: Oliver Schnyder, Tonhalle, Zürich, Mittwoch, 25. Juni, 19.30 Uhr. Weitere Informationen unter: www.aoz.ethz.ch

Hundeherz. Workshop, Leitung: Christoph Hammel, Lubosch Held. Mit Claudia Buschor, Sybille Diethelm, Daniela Dietz, Anne-Marie Kenessey, Sarah Müller, Dunja Tonnenmacher, Keller62, Rämistr. 62, Donnerstag, 3. Juli, bis Samstag, 5. Juli, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen unter: www.keller62.ch

Tango Guitar. Roberto Francomano, Keller62, Rämistr. 62, Samstag, 28. Juni, 22.30 Uhr. Weitere Informationen unter: www.keller62.ch

AUSSTELLUNGEN

Als Davos noch Meer war. Paläontologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr, bis 30. Juni

Anatomische Sammlung, Winterthurerstr. 190, Mittwoch 13–18 Uhr

Anthropologisches Museum, Winterthurerstr. 190, Dienstag–Sonntag 10–16 Uhr

Archäologische Sammlung, Abguss-Sammlung, Rämistr. 73, 1. UG, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

Aufrecht, biegsam, leer – Bambus im alten Japan. Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr

Botanischer Garten, Zollikerstr. 107, Garten: Montag–Freitag 7–19 Uhr, Samstag und Sonntag 8–18 Uhr, Gewächshäuser: Montag–Freitag 9.30–11.30 Uhr und 13–16 Uhr, Samstag und Sonntag 9.30–17 Uhr, Mittagsführungen dienstags 12.30–13 Uhr, Besammlung bei der Terrasse



Bunraku-Puppen offstage – Fotos von Sato Junko. Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr, bis 3. August

Chirurgie in Wachs. Chirurgische Moulagen aus dem Kantonsspital Zürich 1919–1927. Moulagen-sammlung, Haldenbachstr. 14, Mittwoch 14–18 Uhr, Samstag 13–17 Uhr

Felszeichnungen der Sahara. Ernesto Oeschgers Reisen nach Oued Djerat und Tefedest. Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr

Medizinhistorisches Museum, Rämistr. 69, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr



Turicensia Latina. Zürchs Vergangenheit im Spiegel lateinischer Texte. Katalogsaal, Zähringerplatz 6, Montag–Freitag: 8–20 Uhr, Samstag: 8–16 Uhr, bis 23. August

Tigermenschen. Zur Tigerwandlung der Khasi Nordostindiens. Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr, bis 17. August

Den vollständigen Veranstaltungskalender finden Sie immer aktuell unter www.agenda.unizh.ch

Handel mit Lebensläufen

Am 14. Mai fand im Lichthof der Universität Zürich «NGOs meet Students» statt, die erste Kontaktmesse von Nichtregierungsorganisationen für Studierende. Der Einstieg in die Entwicklungszusammenarbeit ist aber nicht ganz einfach.

VON SABINE WITT

Mit einem geistes- oder sozialwissenschaftlichen Studienabschluss wird man auf dem Arbeitsmarkt nicht gerade mit offenen Armen empfangen. Inzwischen beginnen die Studierenden dieser Disziplinen deshalb schon am Anfang des Studiums, ihr mögliches Berufsfeld zu beackern. So tummelten sich denn auch auf der ersten Messe von Nichtregierungsorganisationen (NGO – Non Governmental Organisation) an der Universität Zürich zahlreiche Studierende der unteren Semester.

Ursi Rösli und Sibylle Studer beispielsweise studieren Ethnologie im 4. Semester. Beide können sich vorstellen, einmal in einer NGO zu arbeiten. Sibylle Studer hatte bereits im Vorfeld Kontakt mit einigen Organisationen. Sie sucht eine Möglichkeit für einen Einsatz im Ausland, den sie als Zwischenjahr einschalten möchte. Ursi Rösli hingegen interessiert sich nicht nur fürs Ausland. Sie findet Migrationsprobleme in der Schweiz mindestens so interessant. Heute möchte sie vor allem allgemeine Informationen über NGOs bekommen.

Schade, noch nicht fertig
Organisiert wurde die Messe «NGOs meet Students» von der Kommission für Entwicklungsfragen von Universität Zürich und ETH (KfE). Die Mitglieder der Kommission hatten vorab



«Die Menschen im Süden wissen meist besser, was für sie gut ist», heisst es beim Hilfswerk Swissaid. (Am Caritas-Stand, Bild Sabine Witt)

200 Fragebögen an Studierende verteilt, um deren Wünsche zu erfragen. Der Andrang auf die Ausstellungsstände im Lichthof des Hauptgebäudes am 14. Mai 2003 bestätigte den Organisatoren/-innen: Nichtregierungsorganisationen sind als Arbeitgeber/innen für Absolvent/innen verschiedenster Disziplinen attraktiv. Zum Beispiel für Philipp Zimmermann. Er studiert im 10. Semester Theologie. Nach dem Abschluss möchte er gern in der Kommunikation oder im Fundraising einer NGO arbeiten. Auf diesen Gebieten war er bereits während des Studiums tätig und rechnet sich damit gute Chancen für den Berufseinstieg aus. An diesem Mittwochvormittag erfuhr er am Stand von «Mission 21» von einer idealen Stelle für sich: «Schade, dass ich mit dem Studium noch nicht fertig bin», bedauert er.

Keine Jobs serviert

Gut 20 Organisationen nutzten die Gelegenheit, mit den Studierenden ins Gespräch zu kommen. Rocco Rossinelli von der KfE freut sich, dass auch kleinere, weniger bekannte Hilfswerke die Einladung angenommen

haben, besonders da diese an der Universität wenig präsent seien.

Wer allerdings gehofft hatte, auf der Messe einen Job auf dem Tablett serviert zu bekommen, wurde schnell ernüchtert. So erging es auch Damian Dominguez, der in drei Monaten das Studium zum Umweltingenieur an der ETH abschliessen wird. Der Mexikaner hat sich auf das Thema Wasser spezialisiert. Dass die Organisation Helvetas, die selber verschiedene Projekte zum Wasser unterhält, ihm nahe legte, sich erst einmal in einem Nachdiplomstudium weiterzubilden, verwunderte ihn doch sehr.

Ebenfalls wenig Verwendung für frisch gebackene Akademiker/innen hat das HEKS. Beim «Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz» liegt das vor allem in dessen Philosophie begründet. Aus Prinzip schickt diese Organisation, die unter anderem Landwirtschaftsprojekte in Timor unterstützt, keine Schweizer/innen ins Ausland. Sie vermittelt hingegen gelegentlich Spezialist/innen an ihre Partnerorganisationen im jeweiligen Land. Diese entscheiden dann jedoch selbst, ob ihr

Bedarf so gross ist, dass sie den Mehraufwand für eine ausländische Fachkraft in Kauf nehmen.

Auf einem ähnlichen Konzept basiert die mit 25 Mitarbeitenden in der Schweiz kleine Organisation «Swissaid». Wer bei einer NGO arbeiten möchte, solle sich überlegen, «ob er nicht die Abenteuerlust mit der täglichen Arbeit in der Schweiz verbinden möchte», empfahl eine Swissaid-Mitarbeiterin. Die Menschen im Süden wüssten besser Bescheid, was vor Ort zu tun ist. Es fehle ihnen allein an Selbstbewusstsein und Ermunterung.

Butter muss aufs Brot

Wie aber kann man Fuss fassen in einer international tätigen NGO, wenn man nichts von Wasserleitungen oder Reisanbau versteht? Als Absolventin des NADEL hat man die besten Chancen, denn es arbeitet eng mit den Schweizer NGOs und mit dem DEZA (Departement für Entwicklungszusammenarbeit) zusammen. Der Nachdiplomstudiengang, so die Vertreterin des NADEL, richte sich ausdrücklich auch an Uni-Absolvent/innen. Es gebe an der Uni jedoch kein Fach, das einen für die Entwicklungszusammenarbeit prädestiniere. Wer ein geisteswissenschaftliches Fach studiere, solle Nebenfächer wählen, «die etwas Butter aufs Brot bringen», zum Beispiel Volkswirtschaftslehre oder Pädagogik. Aber auch praktische Fertigkeiten, wie sie studienbegleitende Tätigkeiten auf einer Bank oder in einer Schule vermitteln können, seien wichtige Voraussetzungen.

So gab es auf dieser ersten Messe von NGOs an der Universität Zürich sicher einige Enttäuschungen, aber vor allem die Chance, den Weg in die Entwicklungszusammenarbeit realistisch anzugehen. Gut Vorbereitete konnten sogar Lebensläufe und Motivationsschreiben weiterreichen.

Die zweitbeste Lösung

Mit dem ausgetrockneten Arbeitsmarkt wird die Dissertation zur Alternative für Hochschulabgängerinnen und -abgänger, die keine Stelle finden. Doch es gibt nach wie vor auch Doktorierende, die aus Überzeugung forschen.

VON PHILIPP MÄDER

Im Frühjahr 2002 hatte sie ihr Publizistikstudium erfolgreich abgeschlossen. Nach all den Jahren, endlich. Nun wollte die frisch lizenzierte Geisteswissenschaftlerin nichts lieber als arbeiten. Doch der Stellenanzeiger war armselig dünn, die junge Frau fand in der Privatwirtschaft keine Stelle, die ihr gefallen hätte. Schliesslich bewarb sie sich erfolgreich als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich. Und begann, eine Dissertation zu schreiben. So fand sie sich nach kurzer Zeit in den heiligen Hallen der Alma Mater wieder, denen sie gerade erst glücklich entronnen war. Nennen wir die junge Wissenschaftlerin Anne – ihren richtigen Namen will sie nicht in der Zeitung lesen: «Denn meinem Doktorvater habe ich natürlich nicht gestanden, dass ich eigentlich lieber ausserhalb der Universität arbeiten würde», sagt Anne.

Absolventen im Nachteil

Viele der frisch gebackenen Hochschulabgänger haben wegen der aktuellen wirtschaftlichen Flaute Schwierigkeiten, eine Arbeitsstelle zu finden. Zwar gibt es dafür bislang keine Statistik, da Absolventen von den Arbeitsämtern nicht gesondert erfasst werden. Doch in der Krise von 1993 bis 1997 liess sich



Der Stellenanzeiger war armselig dünn, drum trat sie ein Doktorat an. (Bild Pierre Thomé)

das gleiche Phänomen beobachten: «Schon damals traf der Konjunkturbruch die Hochschulabgänger verhältnismässig stark, weil die Firmen lieber Leute mit Berufserfahrung einstellen», sagt der Bildungsforscher Markus Diem von der Universität Basel.

Nach seiner Einschätzung dürfte die momentane Lage gar noch dramatischer sein: «In den neunziger Jahren wuchs immerhin der Finanz- und Consultingbereich.» Heute aber würde auch dort niemand mehr neu unter Vertrag genommen. Und zu allem Überfluss, so Diem, verhalte sich auch der Staat antizyklisch.

Dissertation als Alternative

Was tun? Für Anne hiess die Alternative zum Job Dissertation. Richtig glücklich ist sie aber nicht mit ihrer neuen Tätigkeit. Für einen jungen Historiker, der seinen Namen ebenfalls nicht publik machen will, ist die Dissertation immerhin die zweit-

beste Lösung – nach einem Job als Journalist. Die Finanzierung seiner Doktorarbeit ist allerdings noch nicht gesichert, eine Assistentenstelle konnte ihm sein Professor nicht bieten.

Denn gerade die Assistenzen sind bei den Zürcher Hochschulabgängerinnen und -abgängern wieder beliebter als auch schon. Musste sich die Wissenschaft in der Hochkonjunktur mit denen zufrieden geben, die übrig blieben, so besteht heute ein grosser Andrang. Dies bestätigt Dieter Ruloff, Professor am Zürcher Institut für Politikwissenschaft: «Heute bekomme ich für eine Assistenz über fünfzig Bewerbungen.» Bis zum Platzen der Börsenblase im Jahr 2001 sei dies anders gewesen, sagt Ruloff.

Auch Barbara Hermann von der Stipendienberatungsstelle für Studierende der Universität Zürich sieht eine steigende Popularität von Dissertationen: «Seit etwa einem Jahr bekomme ich vermehrt Anfragen, ob es

auch Stipendien für Doktorierende gebe», sagt sie.

Der Gegenbeweis

Auch wenn ein vermehrtes Interesse an Promotionen zu beobachten ist: Daraus zu schliessen, dass alle Dissertanden arbeitslose Studienabgänger sind, wäre falsch. Roland Schaller ist der Gegenbeweis: Während zehn Jahren arbeitete er als Redaktor und freier Journalist. Seit einem halben Jahr nun ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Forschungsprojekt des Soziologischen Instituts über Lokalparteien. Und plant, in diesem Rahmen auch eine Dissertation zu schreiben. «Als mich mein früherer Professor anfragte, ob ich an diesem Projekt mitarbeiten wolle, konnte ich nicht widerstehen», sagt Schaller. Er hofft, dass ihm die Dissertation auch für die berufliche Zukunft etwas bringt. Am liebsten würde Schaller in einer Brückenfunktion zwischen Wissenschaft und Medien tätig sein.

Studienforscher Diem ist allerdings skeptisch über die berufliche Verwertbarkeit einer Promotion: «Unsere Befragungen zeigen, dass ein Dokortitel die Chancen auf dem Arbeitsmarkt nicht erhöht», sagt er. Ausnahmen gebe es allerdings: bei einer wissenschaftlichen Karriere – oder falls die Dissertation in einem engen thematischen Bezug zur späteren Tätigkeit stehe. Gerade in der Philosophischen Fakultät ist dies aber selten der Fall.

Ein Trost bleibt den Dissertanden aus mangelnder Alternative trotzdem: Eine Promotion scheint die Chancen auf dem Berufsmarkt auch nicht zu verschlechtern. Nochmals Diem: «Immer dann, wenn die Konjunktur anzieht, werden alle Hochschulabsolventen vom Arbeitsmarkt aufgesogen wie von einem trockenen Schwamm.» Wenn die Konjunktur denn tatsächlich wieder anzieht.

Sich selbst promoten

Ohne Mentoring können Nachwuchswissenschaftlerinnen noch lange auf gleiche Chancen bei der Besetzung von Professorenstellen warten. Doch welche Förderung bewährt sich wie? Eine Podiumsdiskussion der ProWiss lieferte erste Ergebnisse.

VON BRIGITTE BLÖCHLINGER

Manchmal passiert Mentoring einfach: Eine erfahrene Person nimmt sich einer weniger erfahrenen an und unterstützt sie in ihrer Karriere. Doch meistens muss jede und jeder selbst schauen, dass sie oder er weiterkommt. Insbesondere für Wissenschaftlerinnen kann sich das Karrieremachen schwierig gestalten, da ihre Vorgesetzten in der Regel noch immer Männer sind. Und diese kümmern sich tendenziell vor allem um ihresgleichen, sprich Männer. Das Resultat: Aus zahlreichen Studentinnen werden nur noch halb so viele Doktorandinnen, noch weniger Habilitandinnen und schliesslich bescheidene 9 Prozent Professorinnen. Damit diese Ungleichheit ein Ende findet, haben die Schweizer Universitäten mit Mitteln aus dem Bundesprogramm Chancengleichheit Mentoring-Programme ins Leben gerufen. Erste Erfahrungen mit den seit zwei Jahren laufenden Fördermodellen wurden am 6. Mai 2003 an der ProWiss-Podiumsveranstaltung «Nicht ohne mein Mentoring» an der Universität Zürich diskutiert.

Mehrere Modelle

«Die kritischste Phase für Frauen kommt nach dem Doktorat», erklärte die Mitorganisatorin der ProWiss-Podiumsdiskussion, Ursula Meyerhofer, einlei-

tend, «deshalb sind die Schweizer Mentoring-Programme auf Doktorandinnen und Postdoktorandinnen ausgerichtet.» Das Zielpublikum ist also definiert. Doch welche Art des Mentoring die wirksamste ist, wird sich erst in ein paar Jahren erweisen.

Die Universität Bern beispielsweise hat One-to-one-Mentoring-Programme organisiert. Das bedeutet, dass eine Nachwuchswissenschaftlerin (eine Mentee) von einer erfahreneren Person (einer Mentorin) während einer gewissen Zeit fachlich und ideell unterstützt wird; an der Universität Zürich nehmen zirka 15 Frauen an diesem Modell teil.

Beim Peer Mentoring (engl. «peer» für Gleichgestellte), das unter anderem an der Universität Zürich praktiziert wird, schliessen sich Nachwuchswissenschaftler/innen selbständig zu einer Gruppe zusammen und unterstützen sich gegenseitig bei der Karriereplanung, begleitet von einem wissenschaftlichen Beirat.

Koryphäen kommen

Alle auf dem ProWiss-Podium anwesenden Gäste erleben die Mentoring-Programme positiv. Die Betriebswirtschaftlerin Jetta Frost zum Beispiel engagiert sich im Peer-Mentoring-Projekt «Publikationswerkstatt». Die Gruppe lädt regelmässig Fachkoryphäen wie die Präsidentin der renommierten Londoner Academy of Management ein. Gemeinsam wird das unmöglich Geglaupte realisierbar: Selbst Arrivierte reisen zur «Girls Group» in Zürich und lassen sich bereitwillig in die Karten blicken. Habilitandin Frosts erste Bilanz: «Am wichtigsten ist für mich die Erkenntnis, dass man sich selbst promoten muss, nicht nur Netzwerke aufbauen, sondern auch effektive Seilschaften knüpfen sollte.»

«Fast nur Highlights» erlebt hat die Projektleiterin des Peer-Mentoring-Projekts UmFrauen,



Die Podiumsteilnehmerin Dr. Petra Lindemann-Matthies (oben) hat fast nur Highlights erlebt beim Peer-Mentoring. Für Dr. Jetta Frost ist eine wichtige Erkenntnis, dass man sich selbst promoten muss. (Bilder bri)

die Umweltwissenschaftlerin Petra Lindemann-Matthies; insbesondere fühlen sich die Teilnehmerinnen nachhaltig in der Gruppe gestärkt, so dass sie sich auch von einem negativen Nationalfondsbescheid nicht entmutigen lassen; eine von ihnen hat im zweiten Anlauf denn auch prompt reüssiert und will sich nun für eine Förderprofessur bewerben. Ermutigung in schwierigen Situationen ist denn auch eine der wichtigsten Komponenten erfolgreichen Mentorings.

Vor- und Nachteile

Vergleicht man die unterschiedlichen Mentoring-Modelle, kristallisieren sich verschiedene Vor- und Nachteile heraus. Beim Peer Mentoring von Vorteil ist der Austausch unter Gleichgestellten, der ohne Reputationschäden vor sich gehen kann. Gehören alle Grup-

penmitglieder der gleichen Disziplin an, kann das fachlich herausfordernder sein als eine zusammengewürfelte Gruppe. Letztere hingegen fördert die Fähigkeit der Teilnehmenden, das Projekt so klar zu präsentieren, dass es auch Laien verstehen; ausserdem sind in heterogenen Gruppen die Lösungsansätze für Probleme vielfältiger als in homogenen.

Gemischtgeschlechtliche Peer Groups haben den Vorteil, dass die Männer für frauenspezifische Schwierigkeiten sensibilisiert werden. Und die Frauen merken, dass Männer mit ähnlichen Problemen kämpfen, und können von deren Karriereorientiertheit lernen.

Unerreichbares erreichbar

Als weiterer Vorteil des Peer Mentoring wurde die Profilierungsmöglichkeit im organisatorischen Bereich erwähnt (sei das nun eine Tagung oder ein ganzes Doktorandenförderprogramm), was sich karrierefördernd im Curriculum vitae vermerken lässt. Allerdings ist das viele Organisieren «keine gemütliche Angelegenheit», wie Jetta Frost betonte, sondern bedeutet einen extremen Aufwand für die Projektleiterinnen.

Obwohl das One-to-one-Mentoring tendenziell eher kritischer beurteilt wird, bietet es auch Vorteile. So kann die Mentee vom Netzwerk des Mentors direkt profitieren; sie wird an Tagungen vorgestellt, kann sich bei Anfragen auf die Fürsprecherin berufen und gelangt auch einfacher an «Insiderwissen».

Wie auch immer ein Mentoring-Modell geartet ist, schlussfolgerte die Moderatorin Elisabeth Michel-Alder gegen Ende des ProWiss-Podiumsgesprächs, eines braucht es für ein erfolgreiches Gelingen ganz sicher: «dass die Mentee eine «Nase dafür hat, was sie eigentlich will». Denn letzten Endes muss jede selbst wissen, wo sie welche Förderung braucht.

Brigitte Blöchliger ist Journalistin BR und regelmässige Mitarbeiterin von «unipublic».

GROSSE UN(I)BEKANNTE

*Die Serie
GROSSE UN(I)BEKANNTE
stellt Leute und
Phänomene an der
Universität Zürich vor,
die man so – meist –
noch nicht kennt.*



Ulla Blume-Heisgen präsidiert den siebzig Köpfe zählenden Studierendenrat. Unipolitik macht sie, weil sie gern mit engagierten Leuten zusammen ist. (Bild Frank Brüderli)

Grenzgängerin mit Sprachtalent

«Bis jetzt kam bei mir immer alles gut», sagt Ulla Blume-Heisgen und wirkt dabei keinesfalls unbescheiden. Vor über sechs Jahren ist sie von Leipzig nach Zürich aufgebrochen und meint heute zu ihrem Gang über die Grenze: «Das war total spannend, man lernt neue Leute kennen, lernt Dinge über sich selber – das würde ich gerne nochmals probieren.» Vorerst aber will sie ihr Germanistik- und Anglistikstudium in Zürich abschliessen. Für die restliche Studienzeit hat sie sich einiges vorgenommen, präsidiert sie doch den Studierendenrat (StuRa), die Vertretung der Studierenden an der Universität. «Unipolitik mache ich, seit ich an dieser Uni bin», sagt sie, die sich bereits im Fachverein und als Delegierte in der Fakultät engagierte. «Vielleicht bin ich einfach gerne mit engagierten Leuten zusammen», sagt sie über ihre Motivation. Ausserdem hat sie keine Angst davor, etwas verbal zu vertreten.

Eine Kostprobe davon liefert die 29-Jährige in ihren Äusserungen zur Bologna-Reform. Aus ihrer Skepsis macht sie – auf ihre sachliche Weise – keinen Hehl: Es mangle an Personen, die über ausreichend Zeit verfügten, sich mit der Vorbereitung, der Umsetzung und dem Verankern von Bologna zu beschäftigen. Der Haken liege bei der knappen finanziellen Ausstattung der Universität, und eine Aufstockung des Stellenetats sei angesichts der leeren Kassen nicht in Sicht.

Ihre Auftritte als StuRa-Präsidentin am Dies academicus und an einer Podiumsveranstaltung haben ihr gewisse Prominenz verschafft. Diese nimmt sie nicht auf die leichte Schulter: «Die Verantwortung ist recht gross, weil ich die Meinung der Studierenden vertreten soll.» Dabei deckt sich die Meinung der Ulla Blume-Heisgen nicht immer mit derjenigen der StuRa-Präsidentin. Auf die Frage, ob sie einmal in die «grosse» Politik gehen wolle, antwortet sie entschieden: «Nein, auf keinen Fall.» Als Ausländerin könne sie am politischen Geschehen ausserhalb der Universität sowieso nicht teilnehmen. Und: «Die Schweiz ist nicht mein Heimatland. Ich habe innerlich eine recht grosse Distanz zur Schweiz», begründet sie ihre klare Haltung. Aus dem Munde einer Frau, die akzentfrei Schweizerdeutsch spricht, klingt das etwas überraschend.

Sie erzählt, weshalb sie Mundart gelernt hat. «Als ich in Zürich anfang, passierte es wiederholt, dass ich bei einer Gruppe stand

und wir es lustig hatten. Dann sagte ich etwas, und auf einmal wurden die anderen verkrampft und dachten: «Oh nein, muss ich jetzt vielleicht Hochdeutsch sprechen?» Die gebürtige Leipzigerin hatte Mühe mit dem kommunikativen Stress ihrer Kolleginnen und Kollegen und beschloss, Schweizerdeutsch zu lernen. Zu Beginn sprach sie Dialekt ausschliesslich mit einem vierjährigen Mädchen, das sie damals hütete. «Es war völlig egal, ob ich etwas falsch sagte. Sie hat mich dann einfach korrigiert.» Nach einem Jahr formulierte sie im Kopf die Sätze, und nach einem weiteren Jahr stellte sie auf Schweizerdeutsch um, von einem Tag auf den anderen. «Die Leute konnten es kaum fassen. Ich fand es lustig.» Über die Gründe, weshalb man hierzulande ein so zwiespältiges Verhältnis zum Hochdeutschen hat, könne sie Stunden debattieren. Sie gibt zu bedenken: «Das wäre doch cool für Schweizerinnen und Schweizer, in beiden Sprachen zu Hause zu sein.»

Vor gut sechs Jahren führte sie die Liebe zu einem Schweizer nach Zürich. Heute gilt ihre Sehnsucht Schweden. Bereits als Kind träumte sie vom Land Astrid Lindgrens. Später begann sie Schwedisch zu lernen, und seit ein paar Jahren fliegt Ulla Blume-Heisgen jedes Jahr für zwei Monate nach Stockholm. Dort fühlt sie sich zu Hause, hat Freunde gefunden, was viel einfacher war als in Zürich. «Ich kann mir nicht vorstellen, mein ganzes Leben in der Schweiz zu verbringen», sagt sie. Zum einen zieht sie das Meer den Bergen vor, und zum anderen: «Schweizerinnen und Schweizer sind schwer kennen zu lernen. Das ist auf die Dauer anstrengend.»

Was sie später einmal beruflich tun möchte? Zum Beispiel Fremdsprachigen Deutsch beibringen, wie sie es heute schon gelegentlich tut. Oder eine Kulturinstitution managen, etwa einen Betrieb wie den Jazzclub Moods, wo sie seit zweieinhalb Jahren hinter der Bar jobbt, um ihr Studium und Leben zu finanzieren. Ansonsten aber findet sie: «Ich habe aufgehört, Pläne zu schmieden, denn nachher kommt alles anders – was auch gut so ist.» Sie sagt mit Zuversicht, denn bis jetzt kam es ja auch immer gut.

Lukas Kistler, Journalist

«Auf einmal wurden die anderen verkrampft und dachten: «Oh nein, muss ich jetzt vielleicht Hochdeutsch sprechen?»»

INFORMATIONSTAGE

Haut und Sonne, zum Zweiten

■ **Nach dem Erfolg** im letzten Jahr werden vom 30. Juni bis 4. Juli in Zürich zum zweiten Mal die Informationstage «Haut und Sonne» durchgeführt. Die Ver-



An den Info-Tagen «Haut und Sonne» kann das individuelle Hautkrebsrisiko erfragt werden. (Bild zVg)

anstalter informieren dabei mit zahlreichen Aktivitäten über Sonnenschutz und die Früherkennung von Hautkrebs. Hautkrebskrankungen nehmen weiter zu. Die Haut ist das Organ des menschlichen Körpers, das am häufigsten von Krebskrankungen betroffen ist. Sonnenbrände – besonders im Kindes- und Jugendalter – stellen einen wichtigen Risikofaktor dar.

Die Informationstage «Haut und Sonne», gehen auf die Initiative des Stabs Sicherheit und Umwelt der Universität Zürich zurück. Das Angebot der Infor-

mationstage richtet sich in erster Linie an Mitarbeitende und Studierende der Universität. Das Veranstaltungsprogramm ist den Mitarbeitenden der Universität mit der Mai-Lohnabrechnung zugeschickt worden.

Sonnenschutzparcours

Die Informationstage bieten aber auch breiteren Bevölkerungskreisen verschiedene Akti-

vitäten. Ein Sonnenschutzparcours für Kinder ist für den 2. Juli am Nachmittag an der Universität Zürich organisiert. Am Abend findet eine öffentliche Veranstaltung zum Thema Hautkrebs statt. Durch die Veranstaltung führt Daniela Biedermann, Moderatorin der Sendung Puls des Schweizer Fernsehens SF DRS. Am Stand der Krebsliga beim Bahnhof Stadelhofen werden am 4. Juli Fachleute der Krebsliga und Dermatologen des UniversitätsSpitals vor Ort sein. Sie geben Tipps zum Sonnenschutz und beraten interessierte Personen individuell.

Grosses Interesse

Ein Blick auf die letztjährigen Informationstage «Haut und Sonne» zeigt die Bedeutung der geleisteten Arbeit. Bei 651 Personen wurde mit Hilfe von Fragebögen der Hauttyp bestimmt, sowie das Verhalten an der Sonne und die Selbstuntersuchung der Haut erfragt. Auf Grund der gemachten Angaben besprachen Hautärzte das persönliche Hautkrebsrisiko mit der jeweiligen Person und gaben je nach Hauttyp individualisierte Emp-

fehlungen zum Sonnenschutz.

Die Dermatologinnen und Dermatologen haben bei 238 Personen im ärztlichen Gespräch eine Veränderung von Muttermalen erhoben. Bei 52 der untersuchten Personen erschien der Hautbefund kontrollbedürftig. Dreimal ergab sich der Verdacht auf Hautkrebs. Die Betroffenen wurden beraten und einer Behandlung zugeführt. Umgekehrt konnte bei einer grossen Anzahl von Rat Suchenden Entwarnung gegeben werden.

Das Team der Informationstage «Haut und Sonne» hofft, mit seinen Aktionen auch dieses Jahr viele Menschen zu erreichen.

(unicom)

«Haut und Sonne»-Info- und Beratungstage:

- Sonnenmobil der Krebsliga, Uni-Irchel, 30. Juni und 1. Juli, 10 bis 17 Uhr, und Uni-Zentrum, 3. Juli, 10 bis 17 Uhr
- Fragestunde, Daniela Biedermann, Aula, Uni-Zentrum, 2. Juli, 19.00 Uhr
- Sonnenschutzparcours der Krebsliga, Uni-Zentrum, 4. Juli, 14 bis 22 Uhr

KONGRESS VON NACHWUCHSPSYCHOLOGEN/-INNEN

Erkenntnisse aus erster Hand

■ **Zum ersten Mal** veranstaltet das Psychologische Institut der Universität Zürich am 26. Juni 2003 einen «LizenziantInnen- und DoktorandInnen-Kongress» (LiDoKo), um die wissenschaftlichen Arbeiten der Lizenzianten/-innen sowie Doktoranden/-innen des Psychologischen Instituts allen Interessierten zugänglich zu machen.

Ziel des LiDoKo ist, Nachwuchspychologen/-innen die Möglichkeit zu geben, ihre aufwändigen, interessanten und wissenschaftlich hoch stehenden Studien in einem angemessenen Rahmen zu präsentieren.

Das Programm umfasst ferner einen Eröffnungsvortrag von Professor Alexander Grob (Universität Bern) zum Thema «Förderung von Handlungskompetenz und Wohlbefinden sozial benachteiligter Jugendlicher» sowie ein Kongressfest mit Preisverleihung und Party. Die Veranstaltung ist öffentlich und kostenlos.

(unicom)

LiDoKo, 26. Juni 2003:

- Eröffnungsvortrag: 14–15.15 Uhr, Universität Zürich-Zentrum, F 180
- Preisverleihung und Fest: ab 18.30 Uhr, Zürichbergstrasse 43

Information unter: www.klippy.unizh.ch/klippy2/studkongress/index.html

RUSSLANDWOCHE

Bliny und Menschenrechte

■ **Die Amnesty-International-Hochschulgruppe** veranstaltet vom 23. bis 28. Juni 2003 eine Russlandwoche. Die Uni-Mensa bietet in diesem Zusammenhang vom 23. bis 27. Juni eine Woche russische Menüs an; die ETH-Mensa am 25. Juni.

Am 26. Juni werden auf einer Podiumsdiskussion Menschenrechtsfragen, insbesondere zu den Themen Frauen, Frauenhandel, aber auch zu Tschechien diskutiert unter der Leitung von Roman Berger (ehemals Tages-Anzeiger-Korrespondent in Russland), Eva Maeder (Historikerin), Lukas Lab-

hardt (Koordinator Amnesty Schweiz), Elisabeth Petersen (Anwältin aus dem Kaukasus) und zwei NGO-Mitgliedern aus Russland.

Zum Abschluss der Woche findet am 28. Juni eine «Russendisco» statt mit DJ Mushishena.

(unicom)

Russlandwoche

- Podiumsdiskussion: 26. Juni, 18.15 Uhr, ETH-Zentrum, Hörsaal D7.1
 - Russendisco im EGO: 28. Juni, Badenerstrasse 97, 22 Uhr
- www.amnesty.unizh.ch

INTERNATIONALES SYMPOSIUM

Brahms, der Konservative?

■ **Im Rahmen** des Brahms-Schwerpunktes innerhalb der diesjährigen Zürcher Festspiele soll während eines Symposiums, das innerhalb der «kontroversen» stattfindet und in Zusammenarbeit mit dem Musikwissenschaftlichen Institut organisiert worden ist, das geläufige Brahms-Bild einer erneuten Prüfung und möglichen Revision unterzogen werden. Denn der Komponist galt seinen Zeitgenossen im späteren 19. Jahrhundert vor allem als Sachwalter der musikalischen Tradition. Diese Wahrnehmung hat sich in den vergangenen Jahrzehnten jedoch gravierend gewandelt, vor allem in der Folge eines Vortrags von Arnold Schönberg, in dem «Brahms, der Fortschrittliche» zum Ahnherren der musikalischen Moderne gemacht werden sollte.

Gerade dieses neue Bild von Brahms hat sich weitgehend etabliert, konnten doch bestimmte Widersprüche in seiner künstlerischen Existenz auf diese Weise zielgerichtet geordnet und beherrschbar gemacht werden. Im Rahmen der «kontroversen» nun soll – durchaus in provokativer Absicht – versucht werden, gegen dieses neue, bereits wieder normativ verfestigte Brahms-Bild jene Wahrnehmung zu setzen, die seine Zeitgenossen von ihm hatten – und die nicht zuletzt dazu geführt hat, den Komponisten als einzigen lebenden Zeitgenossen im musikalischen Olymp des Tonhalle-Himmels zu verewigen. In verschiedenen Ansätzen soll daher das Problem neu gefasst werden – um das Brahms-Bild nochmals und



Brahms, schon zu Lebzeiten am Himmel der Tonhalle Zürich (Bild kontroversen)

auf produktive Weise in Frage zu stellen. Damit wird die im Vorjahr erstmals erprobte Zusammenarbeit zwischen Festspielen, Tonhalle, «kontroversen» und Universität fortgesetzt. Die Schirmherrschaft hat die Generalkonsulin der Republik Öster-

reich in Zürich, Dr. Bettina Kirnbauer, übernommen.

Prof. Laurenz Lütteken

«Brahms, der Konservative?»
Internationales Symposium
4.–6. Juli 2003
Programm unter:
www.kontroversen.ch

KOLLOQUIUM

Symbole im Dienst der Emotionen

■ **Sei es**, um sich der eigenen Emotion zu vergewissern, sei es um kommunikativ zu handeln: Wer eine Emotion erlebt und sie mitteilt, ist auf symbolischen Ausdruck – in Mimik, Gestik, Metaphorik, Erzählung, Musik und Tanz und welchen Symbolsystemen auch immer – angewiesen. Emotionen und Stimmungen sind nicht anders als durch Zeichen mitteilbar; umgekehrt müssen Emotionen von

Kommunikationspartnern immer aus symbolischen Äusserungen erschlossen werden.

Am 5. und 6. September 2003 führt die Schweizerische Gesellschaft für Symbolforschung in Zürich ein Kolloquium durch zum Thema «Symbole im Dienste der Darstellung von Emotionen». Diese Tagung ist interdisziplinär angelegt: Zwanzig Nachwuchsforscher/innen wie auch «alte Hasen» aus verschie-



Festgehaltenes Entsetzen (Charles Le Brun: Des Passions, 1727; Bild zVg)

denen geisteswissenschaftlichen Disziplinen tragen in Referaten und Diskussionen dazu bei.

Prof. Paul Michel

Kolloquium:
5.–6. September, Deutsches Seminar
Programm und Exposés der Referate unter:
www.symbolforschung.ch
Auskünfte erteilt auch der Organisator: Prof. P. Michel, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 8001 Zürich
Die Teilnahme, auch an einzelnen Halbtagen, ist kostenlos.

POSTGRADUATE-KURS

Experimentelle Medizin und Biologie

■ **Im April 2004** beginnt der 37. Postgraduate-Kurs in experimenteller Medizin und Biologie, welcher die Teilnehmenden auf eine spätere Tätigkeit in der klinisch-experimentellen Forschung vorbereitet. Der einjährige Kurs steht unter dem Patronat der Medizinischen Fakultät Zürich und des Schweizerischen Nationalfonds. Voraus-

setzung für die Anmeldung ist ein abgeschlossenes Medizin-, Zahnmedizin-, Veterinärmedizin-, Biologie-, Biochemie- oder Pharmazie-Studium. Während sieben Monaten werden blockweise Seminare und praktische Übungen durchgeführt. Während der restlichen fünf Monate beginnen die Teilnehmenden unter Anleitung eines Tutors/ei-

ner Tutorin ein experimentelles Projekt, das sie im Folgejahr des Kurses weiterführen. Der Tutor/die Tutorin stellt dafür eine bezahlte Stelle in seinem/ihrem Forschungslabor zur Verfügung.

Die Anzahl der Teilnehmenden (Alter nicht über 30 Jahre) ist auf maximal zwölf begrenzt. Bei Aufnahme in den Kurs kann den Teilnehmenden ein ein-

jähriges Stipendium zugesprochen werden. Der Aufnahmeentscheid wird Anfang Februar 2004 getroffen. (unicom)

Anmeldeschluss 15. Dezember 2003
Auskünfte erteilt: Prof. J. Zapf, Abt. für Endokrinologie und Diabetologie, UniversitätsSpital, Rämistrasse 100, 8091 Zürich
Tel. 01 255 35 85
Sekretariat: Michèle Rothfuchs, C HOER 59,
Tel. 01 255 25 45, michele.rothfuchs@usz.ch

Vom Spital in die Villa

Nach verschiedenen provisorischen Standorten kann die UniFrauenstelle nun im Juli 2003 die fast hundertjährige Villa an der Voltastrasse 59 beziehen.

VON RAYMOND BANDLE

Zuletzt hatte die UniFrauenstelle – Gleichstellung von Frau und Mann ihr Domizil im ehemaligen Rotkreuzspital an der Gloriatrasse 18a. Zwar konnte sie dort endlich an einem einzigen Standort zusammenkommen, doch war dies nur ein Provisorium, da der Mietvertrag für dieses Gebäude befristet ist. So musste für die UniFrauenstelle ein neuer, geeigneter Standort gefunden werden.

Als das bis anhin der Universität angegliederte Institut für Sekundar- und Fachlehrerbildung in die neu gegründete



Diese herrschaftliche Villa bezieht die UniFrauenstelle. (Historische Postkarte, Bild zVg)

Pädagogische Hochschule integriert wurde, bot sich das fre werdende Gebäude an der Voltastrasse 59 als Standort für die UniFrauenstelle an. Die notwendigen, aber moderaten baulichen Anpassungen werden Ende Juni 2003 abgeschlossen. Damit steht einem Umzug der UniFrauenstelle mit ihren Bereichen Gender Studies (Koordinationsstelle und Graduiertenkolleg), Redaktion alma mater sowie den Projekten Kinder-

betreuung und Mentoring nichts mehr im Wege. In die schöne Jugendstilvilla mit Garten und Pavillon wird zudem die Stiftung Kihz, Kinderbetreuung im Hochschulraum Zürich, mit einziehen.

Laut Baugeschichtlichem Archiv der Stadt Zürich fällt die Errichtung des Gebäudes in eine Zeit (1880–1920), als in den Quartieren Fluntern und Hottingen zahlreiche repräsentative Wohnbauten entstanden.

Grund dafür war nicht zuletzt die erste Eingemeindung der Stadt im Jahre 1893. In dieser Zeit, 1906, liess auch der Kaufmann J. Spörri-Gross an der Voltastrasse 59 ein Wohnhaus bauen. Doch bereits 1914 veräusserte dieser die Liegenschaft an den Buchhändler Jean Raustein, der sie 1937 seinem Sohn Albert überschrieb. 1943 erwarb sie – für die nächsten zwei Jahre – mit Josef Müller erneut ein Kaufmann. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges (1945) wurde das Haus an Frau H. Villalaz verkauft, die es dann bis 1973 mit ihren Söhnen bewohnte, welche an der Universität Zürich und an der ETH studierten. 1973 ging das Gebäude an die Firma Bänziger+Wächter über, die es fortan als Bürohaus nutzte. Ab 1979 trat die Ariston AG Holding vorerst als Mieter und ab 1980 als neuer Eigentümer auf. 1989 wurde das Haus renoviert und durch den Pavillonbau im Garten erweitert. Ein Jahr später mietete dann die damalige Erziehungsdirektion die Liegenschaft.

Raymond Bandle ist Mitarbeiter der Abteilung Bauten und Räume.

Neuerscheinungen

■ **Hans Ulrich Bächtold**, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für schweizerische Reformationsgeschichte, und **Rainer Henrich**, ebenfalls dort Mitarbeiter, haben den Briefwechsel Heinrich Bullingers aus dem Jahr 1539 herausgegeben.

Bächtold, H. U.; Henrich, R., (Hrsg.) 2002: Heinrich Bullinger: Briefwechsel. Bd. 9: Briefe des Jahres 1539. Theologischer Verlag, Zürich

■ **Tatiana Crivelli**, Privatdozentin für Italienische Literatur am Romanischen Seminar, hat ein Werk über den italienischen Roman des 18. Jahrhunderts verfasst.

Crivelli, T., 2002: «Né Arturo, né Turpino, né la Tavola Rotonda»: romanzi del secondo Settecento italiano. Salerno Verlag, Rom

■ **Werner Egli**, Privatdozent für Ethnologie, hat zusammen mit Vera Saller und David Signer ein Buch mit Tagungsbeiträgen zu neueren Entwicklungen der Ethnopschoanalyse herausgegeben.

Egli, W.; Saller, V.; Signer, D., (Hrsg.) 2002: Neuere Entwicklungen der Ethnopschoanalyse. Beiträge zu einer Tagung im Dezember 2001 in Zürich. Studien zur

Ethnopsychologie und Ethnopschoanalyse, Band 1. Lit Verlag, Münster

■ **Ulrike Ehler**, Ordentliche Professorin für Klinische Psychologie am Psychologischen Institut, hat ein Buch zur Verhaltensmedizin herausgegeben.

Ehler, U., (Hrsg.) 2002: Verhaltensmedizin. Springer Verlag, Berlin

■ **Jörg Fisch**, Ordentlicher Professor für allgemeine neuere Geschichte, hat ein Buch publiziert zu Europa 1850–1914.

Fisch, J., 2002: Europa zwischen Wachstum und Gleichheit 1850–1914. Handbuch der Geschichte Europas, Bd. 8. Ulmer Verlag, Stuttgart

■ **Therese Fuhrer**, Ordentliche Professorin für Klassische Philologie am Klassisch-Philologischen Seminar, hat den elften Band der Werke des Augustinus in einer zweisprachigen Ausgabe herausgegeben.

Fuhrer, T., (Hrsg.) 2002: Augustinus. De Magistro – der Lehrer. Ferdinand Schöningh, Paderborn

■ **Urs Geiser**, Lehrbeauftragter der Mathematisch-naturwissenschaft-

lichen Fakultät am Geographischen Institut, ist Mitherausgeber eines Buches mit dem Titel «Local Environmental Management in a North-South Perspective»

Flury, M.; Geiser, U., (Hrsg.) 2002: Local Environmental Management in a North-South Perspective. Issues of Participation and Knowledge Management. vdf Hochschulverlag, Zürich

■ **Hans-Jörg Gilomen**, Ordentlicher Professor für Allgemeine, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters sowie ältere Schweizergeschichte am Historischen Seminar, hat in Zusammenarbeit mit Sébastien Guex und Brigitte Studer ein Buch herausgegeben zur Geschichte der Sozialversicherung.

Gilomen, H.-J., Guex, S., Studer, B. (Hrsg.) 2002: Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Chronos Verlag, Zürich

■ **Das Institut für Sonderpädagogik** hat in seiner Publikationsreihe ISP-Universität Zürich den 6. und 7. Band zur Sonderpädagogik herausgegeben.

Nüesch, M., 2002: Stigmatisierungserle-

ben und Stigma-Management. Eine empirische Untersuchung mit ehemaligen Klienten einer Tagesklinik. Edition SZH/SPC, Luzern. (ISP-Universität Zürich, Bd. 6) Spracherwerb beim hörgeschädigten Kind. Cochlea-Implantat, Gebärdenschriftsprache. Edition SZH/SPC, Luzern. (ISP-Universität Zürich, Bd. 7)

■ **Otfried Jarren**, Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, hat zusammen mit Hartmut Wessler eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft vorgelegt.

Jarren, O.; Wessler, H., (Hrsg.) 2002: Journalismus – Medien – Öffentlichkeit. Eine Einführung. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden

■ **Diethard Klatte**, Ausserordentlicher Professor für Mathematik für Ökonomen an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, hat gemeinsam mit Bernd Kummer ein Buch geschrieben mit dem Titel «Nonsmooth Equations in Optimization».

Klatte, D.; Kummer, B., 2002: Nonsmooth Equations in Optimization – Regularity, Calculus, Methods and Applications. Kluwer Academic Publishers, Dordrecht



Andrew Hector

Assistenzprofessor mit «tenure track»
für Umweltwissenschaften
Amtsantritt: 1. Februar 2003

■ **Andrew Hector**, geboren 1968, studierte an der Universität Sheffield Umweltwissenschaften. Von 1992 bis 1994 doktorierte er, anschliessend war er als «Postgraduate Research Assistant» an der Universität London tätig. Von 1996 bis 1999 war er «Coordinator and PDRA» am «EC-BIODEPTH Project». Seit 1999 ist er als Post-Doctoral Research Fellow am «NERC Centre for Population Biology» tätig. Im Jahr 2002 erhielt er ein Research Fellowship am Imperial College London. Andrew Hectors bahnbrechende Arbeiten über den Zusammenhang zwischen Artenverlust und Verlust von Ökosystemfunktionen haben zu einem Paradigmawechsel in der Ökologie geführt. Sein Forschungsgebiet umfasst die Invasions- und Aussterbeprozesse von Arten und die funktionelle Bedeutung von Biodiversität für einen intakten «Naturhaushalt».



Daniel Müller Nielaba

Ordentlicher Professor für neuere
deutsche Literatur
Amtsantritt: 1. März 2003

■ **Daniel Müller Nielaba**, geboren 1961, studierte an der Universität Bern Neuere Deutsche Literatur, Philosophie und Neuere Geschichte. Seine Promotion 1992 hatte den Titel «Wider die «Vernunft der Sprache». Zum Verhältnis von Sprachkritik und Sprachpraxis im Schreiben Nietzsches». 1990 wurde er «Assistant Diplômé» der «Section d'Allemand» an der Universität Lausanne. Ab 1995 arbeitete er am Forschungsprojekt «Gewalt und Sprache bei G.E. Lessing» und absolvierte Forschungsaufenthalte in Danzig und Wolfenbüttel. 1997 übernahm er eine Vertretung des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Lausanne, wo er seit 1999 Privatdozent ist. Anschliessend arbeitete er an einem Forschungsprojekt zu Georg Büchner. Im Jahr 2002 wurde Daniel Müller Nielaba Ordinarius für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Erfurt.



Karl Wagner

Ordentlicher Professor für neuere
deutsche Literatur
Amtsantritt: 1. Mai 2003

■ **Karl Wagner**, geboren 1950, studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Wien, anschliessend war er als Assistent am Institut für Germanistik tätig. 1978 promovierte er mit der Arbeit «Herr und Knecht. Robert Walsers Roman «Der Gehülfe»». Von 1975 bis 1980 arbeitete er als «Lecturer» für das «Stanford in Austria»-Programm. Nach der Habilitation wurde er 1989 an der Universität Wien zum Universitätsdozenten ernannt. Seit 1992 ist er Leiter des FWF-Projekts «Literarisches Leben in Österreich 1848 bis 1890». Von 1995 bis 2001 nahm Karl Wagner verschiedene Gastprofessuren wahr. Die Berufung zum ausserordentlichen Professor an die Universität Wien erfolgte 1997. In den Jahren 1999/2000 war er «Research Fellow» am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) in Wien. In Zürich tritt er die Nachfolge von Peter von Matt an.



Damian Läge

Assistenzprofessor für Angewandte
Kognitionspsychologie
Amtsantritt: 1. März 2003

■ **Damian Läge**, geboren 1961, schloss 1986 an der Hochschule für Philosophie München sein Magisterstudium ab und studierte danach Allgemeine Psychologie, Organisations- und Wirtschaftspsychologie sowie Politikwissenschaft an der LMU München. Dort promovierte er 1993 zum Thema: «Zur Dimensionalität der subjektiven Struktur politischer Landschaften». Ab 1994 Oberassistent am Psychologischen Institut der Universität Zürich, erhielt Damian Läge aufgrund seiner Habilitationsschrift «Ähnlichkeitsbasierte Diagnostik von Sachwissen» 2002 die Venia legendi für das Fach Psychologie. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Schnittfeld Allgemeinpsychologischer Grundlagenforschung, Verfahrensentwicklung und Anwendungen in Lerntrainings und Wirtschaftspsychologie.



Andreas Schilling

Ausserordentlicher Professor für
Experimentalphysik
Amtsantritt: 1. April 2003

■ **Andreas Schilling**, geboren 1961, studierte Physik an der ETHZ und promovierte 1992 über «Thermal and Magnetic Properties of Copper-Oxide Superconductors». Ab 1992 war er Postdoc an der ETHZ und später an der «University of Berkeley», USA. Von 1997 bis 2001 arbeitete er im Rahmen eines Stipendiums am Physikalischen Institut der Universität Zürich. Seit 2001 ist er Professor für Physik an der Universität Karlsruhe (TH). Er hat sich durch seine wegweisenden Arbeiten auf dem Gebiet der Hochtemperatur-Supraleitung international einen Namen gemacht, wofür er auch verschiedene Auszeichnungen erhielt, unter anderem den Preis der Schweizerischen Physikalischen Gesellschaft und IBM Schweiz für hervorragende Forschungsarbeiten (1994) und den «US-DOE Award for Outstanding Scientific Accomplishment in Solid-State Physics» (1997).

Applaus

■ **Volker Dietz**, Ausserordentlicher Professor für Paraplegologie, wurde zum Mitglied des «External Advisory Panel» von International Collaboration on Repair Discoveries berufen.

■ **Christian Gerber**, Ordentlicher Professor für Orthopädie, wurde vom Senat der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften zum Einzelmitglied berufen.

■ **Michael Hengartner**, Ordentlicher Professor für Molekularbiologie, erhielt den Fried-

rich-Miescher Preis der USGEB. Ausserdem wurde ihm zusammen mit einer spanischen Forscherin der Steiner-Preis für Krebsforschung zugesprochen. Desweiteren wurde er als Mitglied in die European Molecular Biology Organization aufgenommen.

■ **Walter Siegenthaler**, emeritierter Professor für Innere Medizin, wurde anlässlich der 116. Jahrestagung der Association of American Physicians in Chicago zum Honorary Member 2003 ernannt.

LESERBRIEF

Keine Fundamentalopposition

■ In seinem Artikel im «unijournal» 3/03 kritisiert Crispin Hugenschmidt die «bildungBOLOGNAise», die Informationskampagne zum Thema Bologna-Reform und insbesondere die Aussagen zum Teilzeitstudium. Mit einem Arsenal von Zahlen versucht er darzulegen, warum die Bologna-Reform den Teilzeitstudierenden keinen Nachteil bringt. Den Auftrag der CRUS, auf diese Rücksicht zu nehmen, lässt sich aber nicht mit blossen Zahlenspielerien erfüllen. Die eigentlichen Argumente der studentischen Kritik lässt Herr Hugenschmidt links liegen:

- Die Bologna-Reform und die damit einhergehende Strafung der Studiengänge führt zu einem dichteren Stundenplan. Damit bleibt weniger Zeit für einen Nebenjob, und Veranstaltungen können teilweise erst ein Jahr später wiederholt werden. Mit flexiblen Stundenplänen kann eine Erwerbstätigkeit besser ins Studium integriert werden, ohne eine schwerwiegen-

de Verzögerung hinzunehmen.

- Der immer wieder diskutierte Verfall der Anrechnungspunkte nach einer bestimmten Anzahl Semester stellt eine Studienzeitsbeschränkung dar. Erwerbstätigkeit führt wegen der Mehrbelastung oft zu einer verlängerten Studienzzeit.

- Die häufigen Prüfungen (nach jedem Semester) erschweren eine Erwerbstätigkeit zusätzlich. Entweder finden die Prüfungen am Semesterende statt, was den Aufwand während des Semesters stark erhöht, oder dann sind alle Semesterferien durch Lernen ausgefüllt. Mit dem heute üblichen System können die Studierenden der meisten Fakultäten in den Semesterferien einer Lohnarbeit nachgehen.

Im Artikel von Herrn Hugenschmidt schwingt einmal mehr die oft geäusserte Kritik der Unileitung und -verwaltung mit, die Studierenden leisten nur Fundamentalopposition. Die Studierenden wenden sich nicht grundsätzlich gegen Re-



formen. Wenn aber, wie im Bologna-Reformprozess, die Anliegen und Kritiken der Studierenden übergangen werden, ist eine Zusammenarbeit schwierig. Der Beitrag von Herrn Hugenschmidt trägt sicher nicht zu einer verstärkten Kooperation bei und macht Kampagnen wie «bildungBOLOGNAise» nötiger denn je.

Emanuel Wyler,
Studierendenvertreter
in der Erweiterten Unileitung



■ **Vergabungen.** Der Vorstand des ZUNIV hat an seiner Sitzung vom 27. Mai 2003 folgende Beiträge bewilligt:

- Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung: 3000 Franken für Tagung «Beiträge der Publizistikwissenschaft zur Analyse und Gestaltung öffentlicher Kommunikation»
- Rechtswissenschaftliches Institut: 1800 Franken an Blockseminar im Bodenrecht
- ELSA Zürich, The European LawStudents' Association: 1500 Franken Defizitgarantie an Jubiläumsveranstaltung
- Englisch Seminar, Drama Group: 1500 Franken Defizitga-

rantie an Theaterprojekt «Sand Castles von Bob Larbey»

- Theologisches Seminar: 2000 Franken Druckkostenzuschuss an Sammelband mit ausgewählten Aufsätzen von Fritz Stolz

Im Jahr 2003 wurden bis jetzt insgesamt 56'914 Franken bewilligt.

Frühjahrsversammlung. Am 25. April 2003 fand die jährliche Frühjahrsversammlung (Generalversammlung) am Botanischen Institut statt. Nach einem Rückblick des Präsidenten Dr. Georg Kramer auf das vergangene Jahr genehmigten die Mitglieder den Antrag auf Statutenänderung sowie den Antrag auf die Erhöhung der Mitgliederbeiträge. Diese wurden neu wie folgt festgelegt: Einzelmitglieder zahlen 70 Franken, Ehe-

paare 100 Franken und Kollektivmitglieder 200 Franken. Im Anschluss an die statutarischen Geschäfte führte das Vorstandsmitglied Professor Ueli Grossniklaus eine Gruppe ins Labor des Instituts für Pflanzenbiologie, wo sehr interessante Einblicke in die Entwicklungsbiologie der Pflanzen gewährt wurden. Eine weitere Gruppe besichtigte unter der Leitung von Professor Rolf Rutishauser den Botanischen Garten. Im Anschluss offerierte der ZUNIV den Mitgliedern auf der Terrasse der Cafeteria einen Apéro.

(zuniv)

ZUNIV:
Zürcher Universitätsverein
Silvia Nett, Sekretariat
nett@zuv.unizh.ch
www.zuniv.unizh.ch

RELAUNCH

«unijournal»
in Renovation

■ Das «unijournal» sah nicht immer aus wie heute. In den Siebzigerjahren hiess es einfach «unizürich» und war das Informationsmedium für die Ereignisse an der Universität Zürich. Vom reinen Mitteilungsblatt mauserte es sich inzwischen zu einem Produkt mit journalistischem Anspruch.

In den Semesterferien wird es äusserlich und konzeptionell einer Renovation unterzogen. Seine Aufgaben und Funktionen wird das «unijournal» jedoch wie bisher erfüllen.

Der Charakter der Universitätszeitung wird durch ein neues Format stärker betont. Weiterhin informiert es über die Aktualitäten an der Universität Zürich. Daneben enthält es wie bisher hintergründige Beiträge zu hochschulpolitischen Entwicklungen. Ein Teil bleibt Berichten aus der Forschung verschiedener Disziplinen vorbehalten. Doch auch die Menschen an der Universität Zürich kommen wieder zu Wort und ins Bild. Ebenfalls wird es die Service-Rubriken geben mit den neu berufenen Professor/innen, Auszeichnungen, Neuerscheinungen und dem aktuellen Veranstaltungskalender.

Neu wird das «unijournal» enger an die online-Zeitung «unipublic» angebunden sowie die Journaldramaturgie verbessert.

Die Newsredaktion

«Ein Leben lang verbunden»

Der Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses lebt von seinen Gönnern. Einer davon ist der Zürcher Rechtsanwalt Dr. Caspar Hürlimann, der einst selbst in Zürich studiert hat.

VON DAVID WERNER

unijournal: Herr Hürlimann, wie sind Sie zum Spender geworden?

Caspar Hürlimann: Ich bin aus den USA gewohnt, für die Nachwuchsförderung Geld zu spenden. Dort ist es üblich, nach dem Studienende einer Ehemaligen-Organisation beizutreten. Man fühlt sich seiner Hochschule ein Leben lang verbunden. Ich bin diesem Brauch nach Abschluss meines Nachdiplomstudiums an der University of Virginia gefolgt und habe bis heute regelmässig eingezahlt. Vor etwa sechs Jahren hat mich dann ein befreundeter Anwalt vom Zürcher Hochschulverein gefragt, ob ich Gönnerbeiträge leisten würde. Ich sagte sofort zu. Ich hatte mich zu diesem Zeitpunkt den USA ohnehin etwas entfremdet, so kam die Anfrage gerade recht. Seither fliesst der grösste Teil meines früher für

David Werner ist Journalist.

Virginia bestimmten Geldes an die Universität Zürich. Es sind ungefähr 500 Franken pro Jahr.

Sie stammen aus einer alten Zürcher Familie, haben selbst in Zürich studiert und betreiben hier seit 1968 eine Anwaltskanzlei. Ist es auch Lokalpatriotismus, der Sie zum Spenden bewegt?

Hürlimann: Wenn Sie es so pathetisch ausdrücken wollen, vielleicht. Aber das steht für mich nicht im Vordergrund. Ein wichtigeres Motiv ist, dass ich in den USA selbst einmal Stipendien erhalten habe. Es war zwar nicht viel, doch wenn ich es nicht erhalten hätte, wäre mein Nachdiplomstudium nicht möglich gewesen.

Warum haben Sie nicht schon früher für die Universität Zürich gespendet?

Hürlimann: Private Zuschüsse für den Universitätsbetrieb waren und sind in der Schweiz weit weniger üblich als in den USA. Doch es scheint, als würden sie auch hier langsam unverzichtbar. Es wird für den Staat zunehmend schwierig, die Universitäten finanziell alleine zu tragen.

Was haben Sie für Erinnerungen an ihre eigenen Studienjahre in Zürich?



Ohne ein Stipendium wäre Anwalt Hürlimanns Studium in den USA nicht möglich gewesen. Heute spendet er für andere. (Bild fb)

Hürlimann: Je weiter meine Zürcher Studienzeit zurückliegt, desto mehr schätze ich sie. Das Anwaltsgeschäft ist zunehmend global geworden, und entsprechend vermehren sich die Vergleichsmöglichkeiten mit den akademischen Standards in anderen Ländern. Ich kann sagen, dass ich in Zürich ein hervorragendes Rüstzeug mit auf meinen Weg bekommen habe. Auch das ist für mich ein Grund zu spenden: Ich sehe es als Anerkennung für meine damaligen Professoren.

Haben Sie Kontakt zu den gegenwärtigen Professoren?

Hürlimann: Kaum. Hin und

wieder hat unser Anwaltsbüro ein Gutachten einzuholen, das ist eigentlich alles.

Welches ist heute Ihre Beziehung zur Universität Zürich?

Hürlimann: Es ist eine Beziehung, die von der Erinnerung lebt. Merkwürdigerweise habe ich zur University of Virginia, wo ich doch viel weniger Zeit verbrachte, eine engere Bindung. Die amerikanischen Universitäten bemühen sich eben viel mehr um ihre Ehemaligen. Dort wird man periodisch zu Versammlungen und Feiern eingeladen – natürlich nicht zuletzt, um die Spenderfreudigkeit aufrecht zu erhalten.

JAHRESBEITRÄGE

FAN unterstützt neues PhD-Programm

Der Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) des ZUNIV leistet Jahresbeiträge von 30'000 Franken an die Einführung des «PhD-Program in Molecular, Cell, and Developmental Biology (MCDB)». Dies beschloss der Beirat des FAN an seiner Sitzung vom 26. Mai. Er ergänzt damit die Beiträge der Universitätsleitung (20'000 Franken pro Jahr) und der ETH Zürich (50'000 Franken pro Jahr).

Es handelt sich um einen strukturierten Ausbildungsgang, an welchem führende Gruppen der Universität Zürich und der ETH beteiligt sind. Ein Selektionskomitee wählt aufgrund einer internationalen Ausschreibung und anschliessender Interviews pro Jahr rund 50 Nachwuchskräfte aus, die als Doktoranden in den Forschungsgruppen des life-science-Bereichs an Universität und ETH tätig sein werden.

Der FAN-Beirat hat zwei Jahresbeiträge für das PhD-Programm definitiv beschlossen. Der FAN ist bestrebt, für dieses und andere Projekte gezielte Spenden von Ehemaligen, Stiftungen und Firmen zu gewinnen. Je nach Erfolg dieser Mittelbeschaffung wird er weitere Jahresbeiträge für das PhD-Programm freigeben.

Der Beirat beurteilt die PhD-Programme als ausserordentlich nützlich und dringend

nötig. Ein erstes Programm dieser Art wurde bereits am Zentrum für Neurowissenschaften Zürich (Universität und ETH) mit grossem Erfolg eingeführt.

Ulrich E. Gut,
Geschäftsführer FAN

Kontakt:
Ulrich E. Gut
FAN@ueg.ch

Stimmt es, dass ...

... MEHR MARKT NICHT ZWANGSLÄUFIG ZU MEHR WIRTSCHAFTSWACHSTUM FÜHRT?

ANTWORT: VOLKER BORNSCHIER

In den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts gelangte die normative Theorie der Marktliberalisierung zur Vorherrschaft. Man glaubte, auch das Weltproblem der ungleichen Entwicklung von Ländern sei durch Deregulierung der Märkte zu entschärfen.

Das grösste Deregulierungsprojekt der Wirtschaftsgeschichte wurde damals mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft gestartet. Man schnürte ein neues Politikpaket mit dem Binnenmarktprojekt, der Forschungs- und Bildungsförderung im Standortwettbewerb und den so genannten Kohäsionsmassnahmen, die bei einem Ausgleich der Lebensverhältnisse in der Gemeinschaft helfen sollten.

Wir ermittelten, welche Akteure hinter diesem Projekt mit dem Leitziel «mehr Markt» standen und wie es schliesslich – hinter dem Rücken der Betroffenen und nur indirekt demokratisch legitimiert – zur Verwandlung in die nachmalige Europäische Union führte. Waren die Elemente des damals geschnürten Pakets überhaupt effektiv? Um das herauszufinden, verglichen wir in weiteren Untersuchungen die Mitgliedsländer der EU mit einer Gruppe von Gesellschaften mit ähnlichem Entwicklungsspektrum: Es zeigte sich, dass die Mitgliedschaft in der EU sich in den 1980er- und 1990er-Jahren durch ein etwas höheres Wirtschaftswachstum auszahlte. Dieser – nicht selbstverständliche – Befund konnte allerdings spezifiziert werden, da der Wachstumsbonus der EU-Mitgliedschaft allein auf den Aufholeffekt ihrer ärmeren Mitglieder zurückzuführen war.

Zwei Argumente, das der «wirtschaftlichen» und jenes der «politischen» Logik, könnten das erklären. Ersteres vermutet in Marktschaffung und -ausdehnung dauerhafte Quellen der Wohlstandsvermehrung und dass diese sich auf weniger entwickelte Mitglieder durch die Beweglichkeit von Kapital und Arbeit im grösseren Markt stärker auswirken als auf die entwickelteren. Die politische Logik hingegen argumentiert mit dem



Illustration Romana Semadeni

Tauschtypus Gemeinschaft. Bei diesem geben individuell Mächtigere Einfluss und Mittel ab, um die Solidarität im Verband zu stärken.

Eine solche Umverteilung war bei der politischen Macht in der EU seit Anbeginn offensichtlich. Die kleineren Mitglieder hatten immer ein grösseres politisches Gewicht – in allen Institutionen der Gemeinschaft. In der Masse, wie Länder mit tieferem Entwicklungsniveau hinzukamen, musste auch ein

ökonomischer Ausgleich durch Ressourcentransfers erfolgen. Das gleichmässig verteilte Wirtschaftswachstum mit Mitteln eines «internen Finanzausgleichs» voranzubringen, folgte also ebenfalls einer politischen Logik.

Wie sind beide Erklärungen zu beurteilen? Mit Patrick Ziltner und Mark Herkenrath suchte ich die nötigen Daten für die EU-internen Transferzahlungen, um deren Einfluss auf das Wachstum abzuschätzen. Zu unserem Erstaunen wurde nur die Erklärung der politischen Logik gestützt. Jenseits der Auswirkungen politisch motivierter Transferzahlungen konnten wir keinen unmittelbaren Effekt im Sinne der Marktausdehnung belegen.

Soll nun die Europäische Union ein Vorbild für die Weltgesellschaft sein? Suprastaatliche Integration kann zwar nach unseren Befunden zum schnelleren Aufschliessen ärmerer Gesellschaften führen. Dabei darf allerdings nicht auf die marktvermittelten Prozesse vertraut werden, vielmehr ist die politische Sphäre gefordert.

Transnationale europäische Konzerne (versammelt in Roundtables) hatten im Falle Westeuropas zwar den Prozess der Integration in den 1980er-Jahren angestossen, aber nicht den Wohlfahrtsausgleich im erweiterten und vertieften Binnenmarkt bewerkstelligt. Das war vielmehr das politische Projekt der EU.

Volker Bornschie ist Professor für Soziologie und hat zuletzt die Bücher «State-building in Europe» (Cambridge University Press 2000) und «Weltgesellschaft» (Zürich: Loreto, 2002) vorgelegt; in Arbeit ist: «Culture and Politics in Economic Development».

Das Letzte

■ **Kabellos.** Das allgegenwärtige Internet hat in einem Bezug seinem Namen bisher alle Ehre gemacht: Es war immer mit einem Kabelsalat, der durchaus einem Netz glich, verbunden. Dies haben natürlich die stets kundenorientierten Techniker

längst erkannt und rufen nun den neuesten Trend aus: «wireless lan» – oder um der Kürzelschlut eine Welle hinzuzufügen: WLAN.

Als early adopter habe ich mir schon vor einiger Zeit eine entsprechende Ausrüstung beschafft mit dem etwas irreführenden Namen «Airport». Seitdem ich meinen eigenen Flughafen nun zuhause instal-

liert habe, kann ich meine Schosspitze (laptop) auf jeder dafür geeigneten Fläche ablegen, einschalten und internetten.

Das Internet kommt aus der Fernsehbuchse in meine Wohnung und will hier zuerst ins passende Gerät, das Modem, – durch ein Kabel natürlich. Das Gerät selbst wünscht zusätzlich noch Treibstoff, in Form von

Strom: Kabel Nummer zwei. Und von hier muss das Internet nun noch zum Flughafen – Kabel Nummer drei. Und wie jeder anständige Flughafen braucht auch meiner Strom – Kabel Nummer vier.

Dies schreibe ich auf meinem Bürocomputer, denn mein Laptop stürzte gestern zu Tode – als ich über mein Drucker-kabel stolperte. (pop)